

Aktuelles und Kommentare

„Denn wir haben kein andres Gut auf der Welt als Euch“

Galileos Tochter Suor Maria Celeste in einer Biografie von Dava Sobel und in ihren Briefen

Barbara Duden

Verlässt man Florenz durch die westlich gelegene Porta San Giorgio führt die Via di San Leonardo durch Olivenhaine in die südlichen Hänge und man gelangt nach einer dreiviertel Stunde auf die „Ebene der Gaukler“ (Pian de Giuliari) und nach Arcetri. Fast am Ende des Ortes liegt rechter Hand ein Landhaus, das in alten Karten „Il Gioello“ genannt wurde und in das Galileo Galilei im Herbst 1631 einzog. Vom Fenster des Zimmers, das Galileo sich als Arbeitszimmer ausgesucht hatte, konnte der bald Siebzigjährige zum Kloster San Matteo hinüberschauen, das nur einen Steinwurf entfernt hügelabwärts links vom Weinberg lag. Dort lebten seine beiden Töchter, die er im Kloster der Klarissen untergebracht hatte, als sie fast noch Kinder waren. Der älteren Tochter war Galileo tief verbunden, und sie, die bei ihrer Einkleidung den Namen der Himmelsmutter „Maria Celeste“ angenommen hatte, fand den Vater ihr einziges „Gut auf der Welt“.¹

Kein einziger Brief Galileos an die Tochter ist erhalten geblieben, von seiner Hand gibt es nur wenige Notizen auf der Rückseite ihrer Briefe wie: „Suor Maria Celeste braucht dringend Geld.“ Von der Tochter wurden hundertvierundzwanzig Briefe an den Vater überliefert, die sie zwischen Mai 1623 und Dezember 1633 an ihn richtete, ein Bruchteil dessen, was sie ihm, meist nachts oder schon in den frühen Morgenstunden, anvertraute und durch den Klosterdiener auf den Weg brachte. Diese Briefe, die heute in Leder und Pappe zu einem einzigen Buch gebunden in der Nationalbibliothek von Florenz aufbewahrt werden, sind die Quelle, mit der Dava Sobel das Leben der Tochter und die Biografie des Vaters in einem erfolgreichen Buch verband.² Den gelehrten

1 Aus dem ersten erhaltenen Brief vom 10. Mai 1623: „Non avendo noi altro bene in questo mondo che lei“, in: Giuliana Morandini Hg., Suor Maria Celeste Galilei. Lettere al Padre, Turin 1983, 4.

2 Dava Sobel, Galileo's Daughter. A Historical Memoir of Science, Faith, and Love, New York 1999. Für die deutsche Ausgabe hat Barbara Schaden den englischen Text und die Briefe aus dem Italienischen

väterlichen Aufzeichnungen über die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Sterne wird in den Briefen der Tochter eine irdische Dimension zur Seite gesetzt, die die Armut der Klosterfrauen ebenso beleuchtet wie schmerzliche Abhängigkeit und Süße und die Tatkraft einer töchterlichen Hingabe. Wieweit diese Doppelbiografie gelungen ist und welche Schwierigkeiten mit Sobels Unterfangen verbunden sind, will ich im Folgenden besprechen.

Dava Sobels „Historische Erinnerung“

Seitdem Antonio Favaro, der die große „Nationaledition“ von Galileos Schriften besorgt hatte, die Briefe der Tochter veröffentlichte und interpretierte³, ist Sobels Buch nach über hundert Jahren der erste Versuch, ihr Leben und die Biografie des Vaters zu verknüpfen. Favaro hatte seiner Edition eine genaue und um Originalquellen bereicherte Rekonstruktion ihres Lebens vorangestellt und die rührende, selbstlose Hinwendung einer fast engelsgleichen Tochter höchst anschaulich geschildert. Später interessierten sich Forscher über den großen Gelehrten kaum mehr für seine Töchter, allenfalls dienten die Briefe Suor Maria Celestes dazu, Anekdoten von Galileos Privatleben zu erhaschen. Erst in den letzten Jahren wiesen Studien zum Klosterleben von Frauen im 17. Jahrhundert auf den einzigartigen Stil der Briefe als ungewöhnliches Zeugnis einer Nonne im Zeitalter der Gegenreformation hin.⁴ So ist Sobels „Historical Memoir“ seit

meisterhaft übersetzt: Dava Sobel, Galileos Tochter. Eine Geschichte von der Wissenschaft, den Sternen und der Liebe, Berlin 1999. Die deutsche Ausgabe verweist jeden Brief, das englische Original ebenso wie die italienische Ausgabe enthalten keine Rückverweise auf die jeweilige Briefstelle in der Edition der Briefe, sodass es fast unmöglich ist, im Original nachzulesen. [Original: Dava Sobel, La Figlia die Galileo. Una Storia di Scienza, Fede e Amore, Mailand 1999].

- 3 Antonio Favaro, Galileo e Suor Maria Celeste, Florenz 1891 (2. Aufl. Florenz 1935), brachte die erste wissenschaftliche Edition mit Kommentar zu allen Namen und Geschehnissen heraus, die in den Briefen erwähnt werden. Morandini, Suor, wie Anm. 1, übernimmt diese Edition. Vgl. auch die Edition der großen Kennerin der Florentiner Frauenklöster: Viviani della Robbia, La figlia di Galileo, Florenz 1942. Dava Sobel stützt sich auf die Ausgabe von Giovanni Ansaldo Hg., Galileo Celeste. Lettere al Padre, Genua 1992 (zuerst 1927). Teile der Briefe wurden auch in einer Quellensammlung zu Galileo ediert: Isidoro Del Lungo u. Antonio Favaro Hg., Galileo Galilei. Dal carteggio e dai documenti. Pagine di vita, Florenz 1915, 2. Aufl. 1969.
- 4 Vgl. Mario Rosa, La Religiosa, in: J. S. Amelang u. a., L'Uomo Barocco, Rom 1991, 219–267. Rosa interpretiert die Briefe Suor Maria Celestes in einer Serie von „Bildnissen“ exemplarischer Nonnen und betont die besonders liebevollen Aussenbeziehungen der Nonne, vgl. insbes. 229–232; Anna Scatigno, Lettere dal convento, in: Gabriella Zari Hg., Per lettera. La scrittura epistolare femminile tra archivio e tipografia. Secoli XV–XVII, Rom 1999, 313–357, insbes. 329–335 untersucht die Briefe als Ausdruck eines Schreibens, das nur in einem Kloster möglich war, in dem die gegenreformatorische strenge Klausur noch nicht durchgesetzt worden war. Sie betont die „Freiheit“, in der Suor Maria Celeste sich an den Vater wendet, die darauf hinweist, dass ihre Briefe nicht kontrolliert wurden; E. Viviani della Robbia, Nei monasteri fiorentini, Florenz 1946, 80ff charakterisierte die Tochter als eine besonders begabte Briefstellerin, vgl. auch Birgit Wagner u. Christopher F. Laferl, Geschlecht, Wissen und Schreiben im 17. Jahrhundert. Suor Maria Celeste und Suor Juana Inés de la Cruz, das demnächst im WUV-Verlag erscheinen wird sowie Birgit Wagner, Briefe und Autorenschaft. Suor Maria Celestes Briefe aus dem Kloster, in: Christa Hämmerle u. Edith Saurer Hg., Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute. L'Homme Schriften Bd. 7, ist in Vorbereitung.

einem Jahrhundert der erste Versuch, das Leben der Tochter Galileos in den Mittelpunkt zu stellen und die Verbundenheit von Vater und Tochter und ihr wechselseitiges Aufeinanderangewiesensein sichtbar zu machen.

Sobel ist Wissenschaftsjournalistin bei der „New York Times“, eine meisterhafte Erzählerin, die schon mit ihrem Buch „Längengrade“⁵ gezeigt hatte, dass sich die Wissenschaftsgeschichte der Renaissance anschaulich für ein breites Publikum darstellen lässt. „Galileos Tochter“ ist hervorragend geschrieben, jede Seite prall gefüllt mit anschaulichen Schilderungen, einem Gespür für sprechende Details und einem Sinn für Dramatik. Bewusst vermeidet Sobel historiografische Erörterungen und Kommentare in abstrakter Metasprache. Sie arbeitet ganz aus den gedruckten Quellen, entwickelt das Leben von Galileo und seiner Tochter aus den Stimmen der Zeit, aus den Briefen der Maria Celeste, die zu einem guten Teil in voller Länge wiedergegeben sind, aus der Korrespondenz des Galileo und aus Passagen seiner Werke heraus. Im ersten Teil schildert Sobel Galileos Werdegang bis zu seinem neunundfünfzigsten Lebensjahr, aus dem die ersten Briefe Suor Maria Celestes erhalten sind, danach skandieren diese den Text.

Was Galileo anbelangt, lässt Sobel einen Mann zu Wort kommen, „der zu seinen Lebzeiten keine Spaltung zwischen Glauben und Wissenschaft anerkannte“⁶, einen guten Katholiken, „der an die Macht des Gebetes glaubte“ und der stets darum bemüht war, „seine Pflicht als Wissenschaftler mit dem Schicksal seiner Seele in Einklang zu bringen“.⁷ Sobel unterstreicht damit Ergebnisse der neueren Forschung zu Galileo, die zeigte, dass die Interpretation des Prozesses und der Verurteilung im Sommer 1633 als Konflikt zwischen Wissenschaft und Glauben ein Mythos ist, der dem 19. Jahrhundert entsprang. Die Dynamik von Galileos Fall muss, und das schildert Sobel sehr überzeugend, aus den machtpolitischen Divergenzen und den Interessenkonflikten unterschiedlicher Fraktionen in Florenz und am Päpstlichen Stuhl interpretiert werden.⁸ Da Sobel ihre Erzählung aus den zeitgenössischen Quellen speist, und da sie die Wissenschaftsgeschichte bestens kennt, gelingt es ihr, die Leserin hautnah an Galileos Beobachtungen und seinem Schreiben teilnehmen zu lassen. Atemlos verfolgt man die politischen und theologischen Konflikte, scharf und griffig sind die Charaktere entworfen – insbesondere Urban VIII und die Freunde und Gönner Galileos – und Galileos Denken wird durch die elegante Prosa seiner Werke ungemein gegenwärtig.

Was die Tochter anbelangt, entrollt Sobel die Geschichte einer großen Liebe: „Kein ersichtlicher Konflikt störte je die liebevolle Beziehung zwischen Galileo und seiner Tochter. Ihre Geschichte hat nichts mit Vereinnahmung, Ablehnung oder absichtlicher Unterdrückung von Begabungen zu tun. Vielmehr ist es die Geschichte einer Liebe, einer Tragödie und eines Geheimnisses.“⁹ Diese mutige – und durchaus unmoderne –

5 Dava Sobel, *Longitude. The true story of a lone genius who solved the greatest scientific problems of his time*, New York 1995.

6 Sobel, *Galileos Tochter*, wie Anm. 2, 20.

7 Sobel, *Galileo's Daughter*, wie Anm. 2, 22.

8 Sobel folgt hierin Mario Biagioli, *Galileo der Höfling. Entdeckungen und Etikette: Vom Aufstieg der neuen Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 1999.

9 Sobel, *Galileos Tochter*, wie Anm. 2, 19.

Entschlossenheit Sobels, die Liebe zwischen Galilei und seiner Tochter schattenlos zu entfalten, prägt ihr Buch und macht es zu einem großen Wurf. Sobel gibt der Stimme der Tochter, die auf jeder Seite von ihrer Zuneigung zum Vater schreibt, den gebührenden Raum. Die ungewöhnliche Hingabe, zärtlichste Anteilnahme und rührende Sorge der Tochter werfen ein liebevolles, helles Licht auf die Biografie des alternden Galileo. So setzt Sobel der Virginia Galilei, die bisher unsichtbar geblieben war, als Tochter ein Denkmal neben dem Vater – in verblüffender Dramatik endet das letzte Kapitel mit dem Satz: „Eppure lei e lì“ – „trotzdem ist sie da“. Dennoch wirft diese Interpretation aus meiner Sicht Fragen auf, die mich seit der Lektüre umtrieben haben und die ich im Folgenden in acht Schritten entwickeln möchte. In jeder Instanz will ich die originalen Briefe heranziehen¹⁰ und ich will den sozial- und geschlechtergeschichtlichen Hintergrund beleuchten, den Sobel – und ich vermute mit voller Absicht – außen vor gelassen hat. Ich will herausarbeiten, was wir mitdenken müssen, um die erstaunlichen Aspekte dieser töchterlichen Liebe zum Vater in ihrer Tiefe und Größe zu ermessen.

Die Stimme einer Tochter, einer Nonne und einer jungen Frau – individuelles Erleben und kollektives Schicksal

Schon Giuliana Morandini hatte davor gewarnt, die Briefe der Suor Maria Celeste nur als „Widerschein einer außergewöhnlichen Existenz“ zu sehen. Denn sie selbst zeuge von der „Erfahrung eines Sonderdaseins“ und beschreibe beispielhaft die „Härte der weiblichen Existenz“.¹¹ Von diesen Härten will Dava Sobel nichts wissen. Sie lässt die Tochter sprechen und versucht an keiner Stelle, deren Schicksal als Beispiel eines kollektiven Frauenschicksals des frühen 17. Jahrhunderts zu thematisieren. Die gekonnte Situierung der gelehrten Biografie des Galileo im Rahmen der Wissenschaftsforschung kontrastiert in Sobels Doppelbiografie eigenartig mit dem Vorhaben, die Erfahrung der Tochter ohne Rücksicht auf die Zeitgeschichte unvermittelt zum Sprechen zu bringen. Sobel verzichtete darauf, auch nur eine Studie aus der italienischen Frauenforschung heranzuziehen, deren Schwerpunkt seit Jahren die Nonnenkonvente im 15., 16. und 17. Jahrhundert, die Frauenfrömmigkeit in der Gegenreformation und die Konflikte im Zuge ihrer kirchlichen Disziplinierung gewesen waren.¹² Auch die

10 Ich zitiere im Folgenden die Briefe Suor Maria Celestes nach der Ausgabe von Morandini, Suor, wie Anm. 1 beziehungsweise nach Sobels deutscher Übersetzung als Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2. Sobel verweist, wie oben gesagt, keine einzige Briefstelle der schreibenden Tochter. Ebenso wird erst beim Nachlesen insbesondere der Doppelbiografie Favaros, Galileo, wie Anm. 3, ersichtlich, dass die Verfasserin nicht nachweist, wo sie die wesentlichen Quellen ihrer Arbeit fand.

11 Morandini, Suor, wie Anm. 1, VI.

12 Vor allem die Studien von Gabriella Zarri wären hier zu nennen, vgl. dies. u. Lucetta Scaraffia Hg., Donna e fede: Santità e vita religiosa in Italia, Bari 1994, ein Sammelband zu den religiösen Bewegungen und den Modellen der „Heiligkeit“; dies. Hg., Donna, disciplina, creanza cristiana dal XV–XVII secolo, Rom 1996, versammelt Aufsätze zur Reform der Frauenklöster und zu den Normen des Betragens; dies. Hg., Il monachesimo femminile in Italia dall'alto medioevo al secolo XVII: A confronto con l'oggi, Verona 1997, untersucht das Kloster als Ort des Frauenlebens, die Beziehungen zwischen Frauen und die Kultur der Religiosität; dies., La vita religiosa tra Rinascimento e Controriforma. „Sponsa

Studien zu Florentiner Familienstrategien, Heiratspraktiken und Mutterschaft und die Untersuchungen zur „erzwungenen Einkleidung“ (enforced monachization) der Töchter der aristokratischen Familien habe ich vermisst und mich gefragt, ob sie nicht herangezogen werden müssten, um die Situation von Galileos Tochter zu verstehen? Sicher wird der Gestus der großen Entdeckung überzeugender, wenn die Protagonistin auf jungfräuliches Terrain gestellt wird, aber gerät Dava Sobel dabei nicht in Gefahr, die Frau Virginia Galileo aus dem geschichtlichen Zusammenhang zu reißen? Ist es ein Beweis ihres schriftstellerischen Könnens, dass Dava Sobel das unterschlägt, was den Zeitgenossen wohl selbstverständlich war, den modernen Leser aber beunruhigen und vor den Kopf stoßen würde: dass sich nämlich diese Tochter in einer Lage innigst dem Vater zuwandte, die hart zu nennen noch untertreibt? Um diese Bedenken zu prüfen, will ich Bruchstücke aus dem sozialgeschichtlichen Hintergrund hinzufügen, weil mir scheint, dass sich erst so verstehen lässt, wieweit Sobel „Galileos Tochter“ gerecht wird und wieweit sie ein Idealbild zeichnet, das uns heute durch seine Liebesatmosphäre entzückt, das aber die heroische Menschlichkeit der jungen Frau zu leicht bemisst.

„Auch ich gehöre zu der Zahl der armen Bedürftigen im Kerker“ – die Einweisung ins Kloster

Virginia wurde am 13. August 1600 als ältestes Kind aus der Verbindung des Galileo mit der Venezianerin Marina Gamba geboren. Im Paduaner Taufregister taucht der Vater nicht auf, gleichwohl erkannte er Virginia, die Schwester Livia und den sechs Jahre später geborenen Sohn Vincenzo als seine Nachkommen an, denn er ließ sie auf die Namen von engsten Familienangehörigen taufen. Über die Frau, „die zwölf Jahre lang seine Mussestunden mit ihm teilte und ihm drei Kinder gebar“¹³, die Galileo aber niemals in sein Paduaner Haus aufnahm, ist fast nichts überliefert. Als Galileo im September 1610 nach Florenz übersiedelte, weil es ihm gelungen war, die Position des Philosophen am Medici-Hof zu erhalten, heiratete Marina Gamba mit Galileos Billigung einen Mann, der ihrer sozialen Herkunft näher stand. Marina Gamba war seine Geliebte und die Gebärerin seiner Kinder gewesen, aber weil Galileo sie nicht zu seiner Ehefrau gemacht hatte, war sie sozial – jenseits deren Kleinkindalters – nie die Mutter der Kinder geworden. Als Oberhaupt eines verarmten Clans, der aufsteigen wollte, nahm Galileo die Kinder der Verbindung in seine Familie auf, nicht aber deren Mutter, die er aus Standesgesichtspunkten nicht heiraten konnte oder wollte.¹⁴

Christi“: Nozze mistiche e professione monastica, in: Sara F. Matthews-Grieco Hg., *Monaca, Moglie, Serva, Cortigiana. Vita e immagine delle donne tra Rinascimento e Controriforma*, Florenz 2001, 103–151, ein reich illustrierter Überblick.

13 Sobel, *Galileos Tochter*, wie Anm. 2, 32.

14 Diese Interpretation stützt Biagioli, *Galileo*, wie Anm. 6, 22, Fußnote 35, der die Strategien Galileos im Auf- und Ausbau des symbolischen Kapitals der Familie untersucht. Zum Hintergrund der Heiratspolitik der Oberschicht im 15. Jahrhundert vgl. Anthony Molho, *Marriage Alliance in Late Medieval Florence*, Cambridge 1994.

Virginia kam 1609 zur Großmutter nach Florenz, die zweite Tochter nahm Galileo 1610 dorthin mit, der damals erst vierjährige Sohn blieb zunächst bei der Mutter und kam erst später nach. Nach dem Tod Marina Gambas im Jahr 1619¹⁵ ließ Galileo den Sohn legitimieren, eröffnete ihm so das Studium der Rechte in Pisa, verschaffte ihm eine päpstliche Sinekure und ebnete damit den Weg zu seiner Heirat mit einer Tochter aus einer Familie der Medici-Bürokratie. Bereits ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Florenz versuchte Galileo die beiden Mädchen, die damals zwölf beziehungsweise elf Jahre alt waren, im Kloster unterzubringen. Dieser Versuch misslang, weil die Katholische Kirche die Einweisung von Kindern ins Kloster verboten hatte, damit nicht – wie Galileo durch Kardinal del Monte beschieden wurde – „durch jene, die aus persönlichen Beweggründen wünschen, dass junge Menschen den Schleier nehmen, ein unzulässiger Einfluss ausgeübt werden könnte“.¹⁶ Das Verbot sollte minderjährige Töchter vor dem Druck ihrer Familie schützen, den Schleier zu nehmen. Zwei Jahre später gelang es Galileo, die Töchter durch einen Dispens, der über Patronage zustande kam, in San Matteo unterzubringen, wo Virginia 1616, die Schwester Livia ein Jahr später als Klarissen die Gelübde ablegten. Virginia wählte für sich den Namen der Himmelskönigin Maria Celeste und vielleicht verknüpfte sie bei dieser Wahl ihr irdisches Schicksal mit dem Vater und seinen Himmelsbeobachtungen.¹⁷

Dava Sobel interpretiert dies Geschehen als Fürsorge eines besorgten Vaters, der die Töchter „in die Obhut eines Klosters“¹⁸ stellen wollte, als eine „Idee“, die „selbstverständlich nahelag“. Sobel erwähnt, dass sich damals in Florenz siebenundzwanzig Mönchs- und dreiundfünfzig Nonnenkloster befanden. „Tag und Nacht war die Luft erfüllt vom Klang der Glocken, die von den Türmen der Abteien tönnten: eine so beständige Kulisse in den Geräuschen des Lebens wie Vogelgezwitscher oder menschliche Stimmen.“¹⁹ Sachkundig schildert Sobel Galileos damalige Überlegungen zu den „Ausführungen über Körper, die auf dem Wasser treiben oder sich darin bewegen“, doch die Frage, wieso Galileo die Töchter so früh und unter Aufgebot seiner aristokratischen Beziehungen zu Nonnen machen wollte, behandelt sie nicht mit der gleichen Sorgfalt.²⁰ „Es hatten sich keine Ehegatten für sie gefunden“, schreibt sie²¹, obwohl die Quellenlage klar zeigt, dass solche nicht gesucht wurden. Sobel kommentiert weder die überproportionale Menge der Frauenkonvente noch die Tatsache, dass

15 Nach Favaro, Galileo, wie Anm. 3, 107ff hatte die Mutter über die Briefe ihres Mannes weiter Kontakt mit der Tochter und bat Gott darum, dem „armen Mädchen“ (*povera figliuola*) Kraft und Stütze zu geben.

16 Zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 57; zu diesem Briefwechsel vgl. auch Favaro, Galileo, wie Anm. 3, 97ff.

17 1610 hatte Galileo den „Siderius Nuncius“, den Sternenboten, veröffentlicht und seinen Ruhm mit der Entdeckung der vier Jupitermonde, der „Mediceischen Gestirne“, begründet. Diese Himmelsbeobachtungen durch das Fernglas, das er im Winter 1609 in seinem Paduaner Garten aufstellte, hatte die Tochter Virginia zwar nicht direkt miterlebt, aber ihre Bedeutung für die Begründung von Galileos Ruhm war ihr sicher bewusst.

18 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 56.

19 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 55.

20 Zu Galileos Strategien als Höfling in diesen Jahren vgl. Biagioli, Galileo, wie Anm. 8, 11–101, der das umsichtige „Self-Fashioning“ Galileos in den Patronagebeziehungen in Florenz darstellt.

21 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 97.

Galileos Pläne in Bezug auf seinen Sohn ganz andere waren. Beides gehört zusammen und müsste im Rahmen von Finanzen und Heiratspolitik interpretiert werden, die die erstgeborenen Söhne bevorzugte.²²

Die „Wahl“ des Klosterlebens war für die Töchter ohne Frage keine „Wahl“ gewesen. Als Halberwachsene beugten sie sich unter den Willen des Vaters, auch wenn wir berücksichtigen wollen, dass damals „freiwillige Wahl und Zwang Teil der gleichen Geschichte“ sein können.²³ In jedem Fall nahmen Virginia und Livia den Schleier aus nicht-religiösen Gründen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Galileo wollte sie so früh als möglich ins Kloster geben, weil ihn der Widerstand seiner eigenen, damals schon etwas älteren Schwester Livia belehrt hatte, die sich gegen dieses Schicksal erfolgreich gewehrt hatte. Die Schulden von Livias Heirat und der Heimat der erstgeborenen Schwester lasteten noch auf ihm.²⁴ Galileo handelte aus einer Reihe von Gründen: Die Summe, die er als Ausstattung für das Kloster aufbringen musste, lag deutlich niedriger als eine eventuelle Mitgift²⁵, möglicherweise hätten sich die unehelichen Töchter nur an sozial niedriger stehende Männer verheiraten lassen, was Galileos Interessen zuwider lief oder Galileo war nicht reich genug, um die unehelichen Töchter mit Ehemännern zu versehen, die seinem Stand entsprachen. Die Unehelichkeit an sich war kein absolutes Hindernis für eine Verheiratung.²⁶ Galileo, der zu Beginn seiner Repatriierung nach Florenz immer noch in Geldnot war, tat zwangsläufig, was alle Männer seiner Schicht taten. Diese steckten ihre Töchter ins Kloster, wenn sie krank oder hässlich waren – mithin für unverheiratbar galten –, weil sie illegitim waren und vor allem, weil die Klöster eine erstrangige soziale Funktion erfüllten. Sie nahmen den „Überschuss“ an Töchtern auf und erlaubten es, die Vererbung des Besitzes der Familie auf einen Sohn zu konzentrieren, beziehungsweise die Heiratsmitgiften auf wenige Töchter zu beschränken.

Die Komplexität dieses sozialen Systems, das seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine wachsende Zahl junger Mädchen in die Klöster der italienischen Städte steckte und sie dem Heiratsmarkt entzog, weil die endogamen und kompetitiven Heiratsregeln, die steigenden Mitgiften und die agnatischen Erbschaftsgesetze es

22 Vgl. Silvia Evangelisti, *La povertà impossibile. Monache, famiglia e proprietà in Italia (Secc. XVI–XVIII)*, PhD Thesis European University Institute, Florenz 1998, insbes. 113ff, untersucht diese Familienstrategien, die die Töchter ins Kloster gab, um den Familienbesitz für den (erstgeborenen) Sohn zusammenzuhalten.

23 Vgl. Anthony Molho, „*Tamquam vere mortua*“. Le professioni religiose femminili nella Firenze del tardo medioevo, in: *Società e Storia* XII (1989), 1–44, 32. Molho untersucht das Nebeneinander von Motiven, die sich aus unserer Perspektive nicht vereinen lassen, nämlich „freiwillig“ und „nötig“, in Selbstaussagen von Nonnen. Er zitiert zum Beispiel die Aussage einer udinischen Nonne, die 1601 die erforderliche Freiwilligkeit für die Gelübde so begründete: „Ich war 15 oder 16 Jahre als ich Nonne wurde ... und ich wurde freiwillig Nonne, weil ich viele Schwestern habe, schien es mir nötig, dass ich das werde.“ („perché, avendo delle sorelle assai, mi pareva che fussi necessitata che io venisse“.)

24 Vgl. Favaro, Galileo, wie Anm. 3, 56ff, 96ff und 103ff.

25 Zu den klösterlichen Mitgiften vgl. Evangelisti, *povertà*, wie Anm. 22, 67ff. Zu den Zahlen für Mitgiften in den Florentiner Klöstern vgl. Gabriella Zari, *Recinti. Donne, clausura e matrimonio nella prima età moderna*, Mailand 2000, 55.

26 Molho, *Marriage*, wie Anm. 14, verweist darauf, dass auch illegitime Florentiner Töchter verheiratet werden konnten, die Unehelichkeit je nach familialen Strategien kein Hindernis sein musste.

geboten, die Töchter der Eliten von der Heirat auszuschließen und als „sponsa Christi“ zu bestimmen, ist erst neuerdings untersucht worden.²⁷ Dieser Hintergrund lässt vermuten, dass nicht die fürsorglichen – oder individuellen – Motive eines besorgten Vaters den Weg der Töchter nach San Matteo ebneten, sondern die Wünsche und Zwangslagen des Vorstandes eines Clans. Galileo hatte sich wenige Jahre vorher verschuldet, um die standesgemäße Heirat seiner Schwestern zu finanzieren, und er wählte das Kloster San Matteo für die Töchter wohl aus einem Bündel von Gründen: weil die Mitgift im Kloster außerhalb der Stadt niedriger war, weil er beide dort unterbringen konnte, weil dort schon eine Nichte als Nonne lebte, weil die Klarissen-Konvente von der Aristokratie bevorzugt wurden²⁸ und schließlich weil die Klarissen sich eine Kultur des Musizierens und des künstlerischen Schaffens zu erhalten versuchten.²⁹ Virginia hatte von Galileo ein „chitarrone“ und einen achatenen Rosenkranz als persönliches Geschenk erhalten, Galileo wollte sie also seinem Stand gemäß ausgestattet sehen.

Der erste Brief Suor Maria Celestes datiert von 1623, also aus einer Zeit, die ein Jahrzehnt nach ihrem Eintritt in San Matteo lag. Über ihre Erfahrungen davor wissen wir nichts. In den späteren Briefen stellt sie sich öfters dem Vater gegenüber als eine dar, die im „Kerker“ eingeschlossen ist. Sie bedarf seiner Hilfe, „denn wir sind eingeschlossen und entbehren der Freiheiten“.³⁰ Das Wort „Kerker“, ein damals nicht unüblicher Terminus³¹, charakterisiert ihre Lebensumstände in der Klausur, was nicht heißen muss, dass sie ihre Lage in San Matteo immer als Einsperrung empfand. Wie aber kann das Leben der Tochter erzählt werden, wenn dieser Ausgangspunkt nicht geklärt wird?

„Wenn wir keine Hilfe durch irgendwelche Almosen erhalten, sind wir in Gefahr an Hungers zu sterben“ – Armut und Abhängigkeit

Das Leben im Kloster zeichnet Sobel im Stil des Genre: „... die armen Frauen vom Orden der Klarissen in San Matteo (arbeiteten) viele Stunden, um mühsam ihre Existenzwirtschaft zu betreiben. Sie bauten ein wenig Obst und Gemüse an, um sich

27 Die beste Studie für Florenz ist Evangelisti, *povertà*, wie Anm. 22; für Venedig: Jutta Gisela Sperling, *Convents and the Body Politic in Late Renaissance Venice*, Chicago 1999. Grundsätzlich vgl. Zarri, *Recinti*, wie Anm. 25, 43ff und Francesca Medioli, *To take or not to take the veil: selected Italian case histories. The Renaissance and after*, in: Letizia Panizza Hg., *Women in Italian Renaissance Culture and Society*, Oxford 2000, 122–137, dort lässt sich auch eine vorsichtige Bewertung dieser Praxis finden, die weder in ihren Ausmaßen noch in ihren sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen ganz erforscht ist.

28 Vgl. Zarri, *Recinti*, wie Anm. 25, 83, 93, 109.

29 Zur künstlerischen Tradition der Klarissen vgl. Jeryldene M. Wood, *Women, Art and Spirituality. The Poor Clares of Early Modern Italy*, New York 1996.

30 Brief vom 22. November 1629: „... ma finalmente siamo riserrate e non aviamo quell'abilità che molte volte ci bisognerebbono“, zit. nach Morandini, *Suor*, wie Anm. 1, 40.

31 Die Bezeichnung „Kerker“ für das Kloster als Aufbewahrungsort für junge Frauen, die ohne eigene Berufung Nonnen geworden waren, war damals geläufig. Sperling, die die Funktion der Nonnenkonvente in der venezianischen Körperpolitik untersucht, zitiert den Patriarchen Giovanni Tiepolo in einem Brief an den venezianischen Senat: „[M]ehr als zweitausend patrizische Frauen ... leben in dieser Stadt, eingekerkert in Konventen wie in einem Grab“, Sperling, *Convents*, wie Anm. 27, 3.

zu ernähren, kochten und putzten selbst".³² Sobel kommentiert den Alltag in San Matteo durchwegs mit den Regeln der Heiligen Clara, die aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen. Diese ordneten ein Leben der Gemeinschaft in freiwilliger Armut, das in krassm Widerspruch steht zu den Ursachen der neuen Armut, unter denen viele Nonnen der italienischen Frauenkonvente um 1600 litten. Bei der Einkleidung zahlte die Familie (theoretisch) nicht nur die Einlage der einmaligen Mitgift, sie legte auch die Höhe des „vitalizio“ fest, die jede Nonne jährlich von ihrer Familie erhalten sollte und über die sie praktisch als ihre persönlichen Einkünfte verfügen konnte. Die Regel absoluter gemeinschaftlicher Armut der Heiligen Clara sollte die besondere franziskanische Spiritualität absichern, diese Regel war im frühen 17. Jahrhundert unreal geworden. Tatsächlich herrschte in einem Kloster wie San Matteo eine Art von „gemischter wirtschaftlicher Ordnung“ zwischen Privatbesitz und Gemeinschaft.³³ Bei jedem Amt, das eine Nonne für die Gemeinschaft übernahm, musste sie „auslegen“ („spendere“), und wenn „die arme Nonne“ („una povera monaca“) das Geld nicht hatte, versuchte sie „indirekte und dunkle Wege“ einzuschlagen, sodass „viele Betrügereien“ vorkamen, und, so schreibt Suor Maria Celeste, „es ist unmöglich, anders zurecht zu kommen“.³⁴ Nicht so sehr die klösterliche Armut prägte das Leben, sondern das ununterbrochene Angewiesensein auf die Herkunftsfamilie durch die Abhängigkeit von deren versprochenem Unterhalt und deren zusätzlichen Almosen. Suor Maria Celeste war, ebenso wie ihre Schwester Suor Arcangela, durchgängig in der Position der Bittstellerin und vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum sie und ihre Freundinnen Galileo wie einen „Schutzpatron“ anriefen. Als Patrizier war er dem Kloster auch zu Schutz und Hilfe verpflichtet. Auch die Zeugnisse anderer Nonnen und Testamente der Zeit bezeugen die enge wirtschaftliche Verknüpfung von Kloster und Familie, die es ihnen – je nach dem Gelingen der Rückversicherung der Nonnen in ihren Familien – gestattete, sich einen eigenen, mehr oder weniger auskömmlichen privaten Raum mit einigen Freundinnen zu schaffen. Ob und wie sie den Rückhalt in der eigenen Familie lebendig erhalten konnten, war dabei in jedem Falle entscheidend. Dava Sobel zitiert viele Briefstellen, in denen Suor Maria Celeste um Geld oder andere Hilfen bittet. Dennoch scheint mir, dass sie die Situation der Töchter zwischen Betteltum und einem rechtmäßigem Anspruch auf standesgemäßen Unterhalt nicht genügend berücksichtigt. Sie sieht die „Armut“ vor dem Hintergrund des Ideals des 13. Jahrhunderts und sie berücksichtigt nur die emotionale Seite der Bitten um das Geld, das in diesen Briefen so oft eine Rolle spielt. Ich frage mich deshalb, ob nicht auch die Ausstattung des Lebensunterhalts der Nonnen mitbedacht werden müsste und das wirkliche Geld, das andauernd zwischen Suor Maria Celeste, Suor Arcangela, dem engeren Kreis der Freundinnen, der Gemeinschaft und dem Vater zum Thema wurde.

32 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 128.

33 Vgl. Evangelisti, povertà, wie Anm. 22, Kap. 5 und 6 untersucht diese Daseinsform, die es den Nonnen, trotz der kanonischen Regel des gemeinsamen Gebrauchs des Besitzes auch in der nachtridentinischen Zeit erlaubte, einen kleinen persönlichen Besitz zu genießen. Zu „vitalizio“ und der klösterlichen Gemeinschaft vgl. Lucia Aiello, Aspetti demografici ed economici dei monasteri femminili di Milano nel Seicento, in: Zarrì, Monachesimo, wie Anm. 12, 303–317.

34 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 85, Brief vom Mai 1633.

Sind die Emotionen und die materiellen Interessen trennbar? Woher kommt die Not, wieso reicht das „vitalizio“ nicht aus?

Als die Reihe an ihre Schwester Suor Arcangela gekommen war, das jährlich wechselnde Amt der Wirtschafterin zu übernehmen, bat Suor Maria Celeste den Vater um Erlaubnis, „ihr mit dem zu helfen, was ich von Euch habe“.³⁵ Wenige Tage später bat sie den Vater, der in diesem Sommer in Rom der Inquisition Rede und Antwort stehen musste, neuerlich um Hilfe: „Jetzt sind wir in arger Bedrängnis, und ich weiss nicht mehr, an wen ich mich wenden soll, und nachdem Unser Herr Euch zu unserer Unterstützung am Leben erhält, nehme ich diese Gnade wahr und nutze sie aus und bitte Euch, mich um der Liebe Gottes willen von der Sorge zu befreien, die mich quält, und mir irgendeine Summe zu leihen, die Ihr aufbringen könnt, bis zum nächsten Jahr, wenn wir von denen entschädigt werden (*riscotendo*), die dann für die Ausgaben aufkommen müssen, und auch die Schulden bei Euch begleichen können.“³⁶

In San Matteo, in dem damals dreißig Nonnen untergebracht waren, mangelte es an allem. In den Zellen war es viele Monate des Jahres bitter kalt, das Fleisch, wenn es denn welches gab, war hart und wenig, der Wein Essig. In einem Brief an Allerseelen, November 1630, erbittet Suor Maria Celeste vom Vater das, was zur Zeit das Nötigste war: „Wenn die Kälte kommt, werde ich erstarren, wenn Ihr mir nicht zu Hilfe kommt und mir eine Decke schickt, um mich einzuwickeln, weil die, die ich habe, nicht mir gehört, und die Person will sie nicht teilen, wie sie sollte. Die, die ich von Euch hatte, zusammen mit dem Wolltuch, die habe ich Suor Arcangela gelassen ...“³⁷ Sie fügt hinzu, der Herr möge den Vater lange erhalten, da sie ohne ihn nichts auf der Welt habe. In der Tat, die Nonnen in San Matteo konnten ohne fortwährende Hilfe ihrer Familien, die Töchter Galileos ohne die Hilfe des Vaters, nicht zurecht kommen. Die Gemeinschaft, soweit sie als Ganzes bestand, gründete auf der Spannung zwischen ideal gemeinschaftlich geteilter Armut und der Notwendigkeit, jede für sich das Nötigste von der Familie zu erbitten, einer Spannung, die typisch ist für die Konvente vor der Disziplinierung durch die Gegenreformation.³⁸

Dava Sobel streift das Thema: „Die meisten Bewohnerinnen von San Matteo schliefen in einem gemeinsamen Schlafsaal, obwohl das Kloster über etliche private Zellen verfügte. ... Weil die Nonnen jedoch gemeinsam aßen und sich die Speisen teilten, dienten die Einkünfte des Klosters aus dem Verkauf von Privatzellen dazu, die Verpflegung aller zu verbessern.“³⁹ Das ist wohl zu kurz gegriffen. Das Ringen um den Verkauf der knappen Einzelzellen zwischen den Nonnen durchwirkte auch die Beziehungen der Nonnen untereinander und zeigt ihr Bemühen, sich eine familienähnliche, verwandtschaftliche und freundschaftliche Insel im Kloster zu schaffen.⁴⁰ Die Schwie-

35 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 283, Brief vom April 1633.

36 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 283 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 85.

37 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 53.

38 Zarri, Recinti, wie Anm. 25, 84ff beschreibt die Herausbildung der verschiedenen Formen des „privaten Besitzes“ in den Frauenklöstern und die Entwicklung eines gemeinschaftlichen Lebens, das sich um einzelne Zellen und ihre Bewohnerinnen gruppierte.

39 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 183.

40 Die Konflikte um die Praktiken des Kaufs, der Nutzung und Weitergabe der hoch begehrten Zellen

rigkeit, wie sie an eine Einzelzelle kommen könnte, vor allem wohl, um nachts schreiben zu können, beschäftigte Suor Maria Celeste über Jahre. Schon im November 1623 schrieb sie: „Weil ich keine Kammer habe, wo ich nachts schlafen kann, hat mich Suor Diamante aus Freundlichkeit in die ihre aufgenommen ..., aber bei dieser Kälte ist das Zimmer so schlecht, dass ich nicht glaube, mit meinem heftig entzündeten Kopf dort bleiben zu können, falls Ihr mir nicht zu Hilfe kommt und mir eines Eurer Leintücher leiht, eines der weissen, die Ihr wahrscheinlich nicht benutzt.“⁴¹ Die Situation besserte sich nicht, denn als Suor Maria Celeste einige Jahre später eine eigene Zelle erworben hatte, überließ sie diese ihrer Schwester, die dauernd kränkelte und die das unaufhörliche Reden und die Launen der Novizenmeisterin, mit der sie hauste, schlecht ertrug. „Die Unbequemlichkeit, die ich aufgrund des Mangels an Zellen erlitten habe, seitdem ich in diesem Haus wohne, sind Euch, wie ich weiss, teilweise bekannt, und jetzt will ich es Euch noch deutlicher erklären und Euch sagen, dass ich eine winzige Zelle ... vor zwei oder drei Jahren ganz an Suor Arcangela abtreten musste ... Deshalb verbringe ich jetzt die Nacht in der mühsamen Gesellschaft der Novizenmeisterin, obgleich ich sie recht fröhlich überstehe, mit der Hilfe Gottes ... und am Tag bin ich beinahe eine Pilgerin, weil ich keinen Ort zur Verfügung habe, wohin ich mich für eine Stunde zurück ziehen könnte“⁴², schrieb sie an den Vater. Sie bat ihn dringlich um die 20 Scudi: „[I]ch wünsche kein grosses oder sehr schönes Zimmer, nur eine geringe Kammer (*un poca di stanzaola*), die zu bekommen ich gerade jetzt Gelegenheit habe, ein Zimmerchen, das eine Nonne aus Geldnot verkaufen will.“⁴³ Galileo sandte umgehend das Geld und später noch eine weitere Summe, da der erste Handel „um die Bequemlichkeit dieser kleinen Kammer“ nicht zustande gekommen war. Diese Briefstellen würden es erlauben, die Lebensumstände in San Matteo und den Freundschaftskreis um die beiden Töchter in etwa zu rekonstruieren, doch dieser Aspekt ist für Dava Sobel nicht wichtig genug, obwohl dies zum Hintergrund ihres Schreibens gehört.

Suor Maria Celeste wandte sich an den Vater in Momenten der extremen Not („estrema necessita“) des gesamten Klosters, sie schilderte ihm die Karglichkeit und die Plagen („grande strezza“, „travaglio“) des „armen verlassenen Hauses“ („questa povera casa desolata“)⁴⁴, sie bittet für sich und die Schwester um ein paar Scudi, etwas Fleisch, ein Huhn, „eine kleine Sache, um zu abend zu essen“ („qualche cosetta per far colazione la sera“). Sie bittet ihn darum, ihr Geld zu schicken, um den Arzt für die Schwester zahlen zu können: „Ich bitte Euch, um der Liebe Gottes willen, dass Ihr mich von diesem Gedanken erlöst, indem Ihr mir etwas gebt, denn ich bin in vielfacher Not aus vielen Gründen.“⁴⁵ In ihren Bitten behält sie dabei immer einen leichten Ton, sie

untersucht Silvia Evangelisti, „Farne quello che pare e piace“ ... L'uso e la trasmissione delle celle nel monasterio di Santa Giulia di Brescia (1597–1688), in: Quaderni storici 30 (1995), 85–110; Vgl. auch Zarrì, Recinti, wie Anm. 25, 85ff.

41 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 137 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 11f.

42 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 181f sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 34f, Brief vom 8. Juli 1629.

43 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 182.

44 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 56.

45 „La prego, per Amor di Dio, che mi cavi da questa pensiero con mandarmene qualcuno, essendo in molta necessità per molte cause“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 31.

entschuldigt sich, wenn sie sich mit „Klagen“ („lamentazione“) gehen ließ, und oft endet sie eine solche Klage mit einem „basta“ oder sie fügt einen Scherz („burla“) hinzu, um ihre Würde im Schreiben nicht preiszugeben.

Trotz dieser bewunderungswürdigen Heiterkeit im Ton lassen ihre Sätze die Not ahnen, die zum Grundton der Gemeinschaft in San Matteo gehört. Ihre Schwester, Suor Arcangela, die „von ganz anderer Wesensart ist als ich und eher verschroben“ („piuttosto stravagante“, „bizarra“)⁴⁶, erträgt das Klosterleben offenbar nur mit wachsender Schwermut, weshalb die Schwester ihr in Vielem zu schenken versucht, was sie vermag, „um in Frieden und Eintracht leben zu können, wie es die innige Liebe, die wir füreinander hegen, verlangt“.⁴⁷ Und Suor Arcangela ist nicht die einzige, der San Matteo bitter schmeckt. Die Novizenmeisterin wird heftig von „Launen“ geplagt („travagliata fuor di modo dai soliti umori“)⁴⁸ und redet ununterbrochen vor sich hin. Wenig später versucht sie, sich in einem Anfall von Raserei („frenesie“) umzubringen: „... ich war ja halb ausser mir, und dies wegen des Schreckens, den mir und allen anderen unsere Novizenmeisterin eingeflösst hat, die von ihren Launen und Anfällen übermannt („soprafatta da que'suoi umori e furori“) in den vergangenen Tagen zweimal versucht hat sich umzubringen. Das erste Mal, indem sie Kopf und Gesicht so heftig auf den Boden schlug, dass sie entstellt und monströs wurde, und das zweite Mal, indem sie sich des Nachts dreizehn Wunden zufügte, zwei an der Kehle, zwei am Magen und alle übrigen am Bauch. Ihr könnt Euch vorstellen, wie gross das Grauen war, das uns ergriff, als wir sie blutüberströmt und so schrecklich zugerichtet fanden.“⁴⁹

Viele der Schwestern kränkeln mehr oder weniger andauernd. Das Siechtum – der kalte Magen („travaglia di stomacho“), die Fieber, die schleichende Auszehrung – zieht sich wie ein roter Faden durch die Briefe und mündet unausweichlich in Bitten an den Vater: eine Flasche reifen roten Weins für Suor Violante⁵⁰ oder Rebhühner für Suor Maria Silvia und Suor Luisa⁵¹, um Brühe für die beiden zu bereiten. Die eine liegt am auszehrenden Fieber, die andere krankt an bettlägeriger Mattigkeit. Die Not quillt über in diesen Briefen, auch die der Schreibenden. Suor Maria Celeste hat nicht genug zu essen (nur „zuppa e pappa“), sie friert, sie verliert ihre Zähne, beziehungsweise reißt sich die zu stark schmerzenden heraus, sie ist öfters bettlägerig, sie erträgt das Fasten nicht, sie leidet unter hartnäckigen Kopfschmerzen und immer wieder entschuldigt sie sich dafür, den Vater in jedem Brief um Hilfe bitten zu müssen, „denn auch ich gehöre zu der Zahl der armen Bedürftigen im Kerker, und ich sage nicht nur der Bedürftigen, sondern auch der Beschämten“.⁵² Der nächsten Zeile vertraut sie an, sie könne diese

46 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 181 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 35.

47 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 181.

48 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 34.

49 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 196 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 37, Brief vom 22. November 1629.

50 Vgl. Morandini, Suor, wie Anm. 1, 40, Brief vom 14. Januar 1629.

51 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 335 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 126, Brief vom 22. Oktober 1633.

52 „essendo ancor io nel numero dei poveri bisognosi posti in carcere, e non solo dico bisognosi, ma anco vergognosi“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 180 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 35.

extreme Not eher im Schreiben schildern, als dass sie diese dem Vater direkt oder sonst wem ins Gesicht sagen könnte.

Dava Sobel kommentiert diese endemische „debolezza“ und „carestia“ in San Matteo kaum, noch deren seelische Resonanzen. Sobels Bezugspunkte sind, wie gesagt, die Regeln der Heiligen Clara, die schwer passen, wenn man die „generelle Verarmung der Frauengemeinschaften“⁵³ dieser Zeit verstehen will. Die Klöster sollten eine zentrale Aufgabe in den Heiratsstrategien der Oberschicht übernehmen, sie konnten überwiegend ihre Insassen nicht ernähren und kleiden – in Bologna zum Beispiel waren nur fünf von 25 städtischen Frauen-Klöstern ausreichend ausgestattet, alle anderen waren schlecht gestellt oder armselig⁵⁴ – und waren auf die Zahlungen und Almosen der Familien angewiesen. Freilich zwang diese Situation – charakteristisch für die Frauenkonvente vor wie nach der gegenreformatorischen Disziplinierung – auch die Familien dazu, mit ihren Töchtern in Kontakt zu bleiben. Und sie erlaubte den Nonnen in den noch nicht-reformierten Klöstern, einen andauernden Austausch mit ihren Vätern, Brüdern und anderen Verwandten zu pflegen.

Contracambio: Ein wenig gefülltes Gebäck, Quittengelee für Arme, kandierte Zitronen und eine geflickte Schürze

Suor Maria Celeste schrieb regelmäßig, manchmal täglich an ihren Vater. Sie schrieb meist nachts, weil ihr die Aufgaben im Kloster – sie arbeitete als Apothekerin und im Krankendienst – keine andere Zeit ließen. Die Briefe des Vaters, die sie in ihrer Zelle aufbewahrte, um sie wieder und wieder zu lesen, wurden, so wird vermutet, nach dem Tod von Suor Maria Celeste von der Äbtissin vernichtet, denn nach 1634 konnte das Kloster nicht wagen, die Schriften eines Mannes aufzubewahren, der der Ketzerei verdächtig befunden worden war. Dennoch erlauben die Briefe, die Anteilnahme des Galileos an ihr und seine Patronage für die Mitschwester zu ermessen und zu verstehen, welche Stütze die Tochter dem alternden Vater über die Jahre wurde, insbesondere im Jahr seines Prozesses 1633.

Der Raum, den die Briefe abstecken, ist ein Raum des Schenkens und der Gegengabe, des „contracambio“ oder des „ricompensa“⁵⁵, wie Suor Maria Celeste es nennt. Jeder Brief bezeugt den Austausch nicht nur von Gedanken, sondern auch von Dingen, denn jeder verlässt das Kloster in Begleitung von Speisen, Leckerbissen, Arzneien oder Kleidungsstücken, die die Tochter anfertigt, wie den Krägen, die geweißt werden müssen und die auf allen späteren Portraits Galileos Gesicht umrahmen oder Galileos Lederschürze für seine Gartenarbeit, die Suor Maria Celeste wieder zusammenflickt. Zwischen Vater und Tochter geht ein dauernder Fluss hin und her, der in einem Nachsatz des Briefes vom 19. Dezember 1625 zum Ausdruck kommt: „Ich sende Euch das Tischtuch zurück, in dem das von Euch geschickte Lamm eingewickelt

53 Zarrì, Recinti, wie Anm. 25, 84.

54 Zarrì, Recinti, wie Anm. 25, 84, wo sich auch die Angaben für einige italienische Städte finden lassen.

55 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 53.

war; und Ihr habt von uns noch einen Überzug, den wir mit den Hemden schickten, einen Korb und eine Decke.“⁵⁶

Die Abtrennung der Nonnen von allen Außenbezügen, die im Kern der gegenreformatorischen Neuordnung der Frauenklöster beabsichtigt war⁵⁷, hatte San Matteo noch nicht erreicht. Auch wenn die Klarissinnen nach ihrer Einkleidung die Klostermauern niemals verlassen durften und mit ihren Angehörigen theoretisch nur durch das Gitter sprechen sollten, das den diesseitigen vom jenseitigen Bereich des Sprechzimmers trennte⁵⁸, überbrückten die Briefe nicht nur die Hügel zwischen Arcetri und Bellosguardo, sie erlaubten auch, Küche, Speisesaal, Krankenzimmer und Apotheke diesseits und jenseits der Mauern zu verbinden. Suor Maria Celeste nutzte diese Freiheit in einer Weise, in der bittende Hilfesuche, eifriges Dienen und der innige Wunsch, den Vater zu beschenken, kaum zu trennen sind. Zwischen Vater und Tochter entspinnt sich ein Gabentausch, der vonseiten der Tochter dauernd gespeist wird, um ihm Gutes zu tun und zugleich wird es ihr dadurch möglich, ihre Einsperrung tendenziell aufzuheben.

Die selbst gefertigten Gaben, die jeden Brief begleiten, sind Boten der unablässigen Sorge der Tochter um das leibliche Wohl des Vaters, über dessen Unpässlichkeiten sie sich grämt und dem sie in jeder Weise zu dienen wünscht. „Und tatsächlich werde ich nur dann gewahr, dass ich eine Klosterfrau bin, wenn ich höre, dass Ihr erkrankt seid, denn dann möchte ich Euch besuchen kommen, um mich mit allem Eifer, der mir zu Gebote steht, um Euch zu kümmern“, schreibt sie am 17. August 1623.⁵⁹ Als Galileo in jenem Jahr krank im Haus des verwitweten Schwagers liegt, schickt sie ihm selbstgemachtes Marzipan in Form kleiner Fische, und als sie in der zweiten Woche seines Krankenzimmers hört, dass er kaum einen Bissen herunterbringen kann, treibt sie frische Pflaumen auf, die seinen Appetit anregen sollen.⁶⁰ Im Herbst 1623 bereitet Galileo seine Abreise nach Rom vor und Suor Maria Celeste sitzt eilends an der Fertigstellung von Servietten, die seine Reise bequemer gestalten sollen und bittet ihn, ihr die dafür nötigen Ellen der Fransen rechtzeitig zu schicken.⁶¹ Mit dem gleichen Brief schickt sie ein wenig Gebäck („poche paste“), das sie wenige Tage vorher bereitet hatte, um es ihm bei seinem Abschiedsbesuch zu geben. Jetzt schickt sie es los, damit es nicht hart werde, da sie fürchtet, den Vater doch nicht, wie erhofft, sehen zu können.⁶² Im Nachwort des Briefes der Zusatz: „Wenn Ihr Hemdkragen zu weissen habt, könnt Ihr sie senden.“

56 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 155 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 17.

57 Die posttridentinische Abtrennung des Klosterraumes, die Durchsetzung der strengen Klausur, den Ausschluss von allen Begegnungen mit Laien, die strikte Neuordnung der Zeit und die Proteste der Insassinnen schildern eindrucksvoll Rosa, Religiosa, wie Anm. 4, 219ff und Zarrì, Recinta, wie Anm. 25, 100ff; zu den Schwierigkeiten der Kirche, die neue Norm in der Praxis durchzusetzen und zum Protest der Nonnen vgl. Francesca Medioli, La clausura delle monache nell'amministrazione della Congregazione Romana sopra i Regolari, in: Zarrì, Il monachesimo, wie Anm. 12, 249–282.

58 Es gab in San Matteo noch ein Zimmer, in dem die Nonnen unbehindert mit ihren Verwandten sprechen konnten, Suor Maria Celeste lädt den Vater ein, bei ihr zu speisen.

59 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 120 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 5f.

60 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 126 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 6.

61 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 137 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 11.

62 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 137 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 12.

Suor Maria Celestes Gaben sind die Frucht des Grübelns, was sie dem Vater Gutes tun könne: „[A]ls ich mir den Kopf darüber zerbrach, was ich Euch wohl schicken könnte, das Euch angenehm wäre.“⁶³ Mit Erfindungsgabe fabriziert sie für Galileo Arzneien, Marmeladen und vor allem Leckerbissen: „[D]a ich nichts anderes hatte, schicke ich Euch ein wenig Quittengelee für Arme, das heisst aus Äpfeln hergestellt.“⁶⁴ Nach Galileos Übersiedlung nach Arcetri übernimmt sie während seiner Abwesenheit im Sommer und Herbst 1633 nicht nur die Aufsicht über den gesamten Hausstand und alle Geldgeschäfte, sie spannt auch die Verbindungen ein, die sie dadurch erlangt, um dem Vater Geschenke schicken zu können. So befiehlt sie Geppo, Galileos Hausdiener, in den Gefilden der Boboligärten hinter dem Palazzo Pitti die Ammern zu ergattern, um die der Vater sie gebeten hatte, bewaffnet mit einer Schachtel mit Mehl darin, in welcher er die empfindlichen Vögel verpacken könne, um sie mit dem Boten nach Siena zu schicken.⁶⁵

Und nicht nur der Vater, auch der Bruder, die Schwägerin, der Hausknecht und die Bedienerinnen werden fortlaufend bedacht. Um für den kleinen Neffen rechtzeitig zu Weihnachten etwas zu stricken, bittet sie um rostfarbenen Zwirn, zur Hochzeit des Bruders er bietet sie sich, zur Einsparung der Kosten, das Gebäck herzustellen und sie schlägt vor, der neuen Schwägerin als Hochzeitsgeschenk eine Schürze anzufertigen.

Galileo „revanchierte sich mit regelmässigen Geschenken – Geld und Nahrungsmittel, darunter Fleisch, Süßigkeiten und sogar ein spezielles Spinatgericht, das er ihr eigenhändig zubereitete; ... ausserdem schickte er ihr ... verschiedene Behältnisse und gläserne Phiolen für ihre Arbeit in der Apotheke, sowie Zitronen, die sie ihm so rasch wie möglich kandierte“.⁶⁶ Auf Reisen übernahm er den Auftrag, anderen armen Nonnen Stoff zu überbringen und er bedachte Suor Maria Celestes Freundinnen in San Matteo mit treffenden Gaben. „So kam es“ – summiert Dava Sobel – „dass Galileo, während er den Grundstein der modernen Physik legte, Fürsten in Mathematik unterrichtete, neue Erscheinungen zwischen den Planeten entdeckte, wissenschaftliche Werke für das allgemeine Publikum veröffentlichte und seine kühnen Theorien gegen seine Feinde aus der etablierten Gesellschaft verteidigte, nebenbei Zwirn für Suor Luisa kaufte, Orgelmusik für Mutter Achillea aussuchte, Nahrungsmittel schickte und die Küche und Apotheke von San Matteo mit Rosmarin, Wein und den Zitrusfrüchten aus eigenem Anbau versorgte.“⁶⁷

Dava Sobel charakterisiert die Zuwendung Galileos zur Tochter und den Mitschwestern richtig. Nur betont sie im zitierten Satz, der die Breite und Größe der väterlichen Werke in der gewichtigen Welt und die kleine haushälterliche Gemeinschaft der Nonnen zusammenspannt, eine Asymmetrie, die nach Lage der Dinge trivial ist und die sie nicht auslotet – weder auf der Seite der Tochter noch der des Vaters. Die Abhängigkeit der

63 „[Q]uando andavo pensando e ripensando a quello che avessi potuto mandare che gli fossi grato“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 345 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 128.

64 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 198 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 39, Brief vom 22. November 1629.

65 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 346 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 139 vom 5. November 1633.

66 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 227.

67 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 134.

klausurierten Tochter und die Asymmetrie der Handlungsmöglichkeiten zwischen dem Vater und ihr, die von Suor Maria Celeste akut empfunden wird, da sie wiederholt ihre „Schuld“ („suoi meriti e il nostro debito“)⁶⁸ ihm gegenüber betont, gibt ihrem Wunsch zu schenken oft einen Anstrich von Atemlosigkeit. Sie bittet um Nachsicht, wenn sie die Gabe – zum Beispiel das kandierte Zitronat –, um das Galileo bat, verspätet schickt. Sie beeilt sich, jedes Hilfesuch ihrerseits durch etwas, das sie tun kann, zu „rekompensieren“ („ricompensar“, „ringraziar“)⁶⁹ – und das sind außer ihrem Gebet vor allem Dinge, die Galileos Geschmack ergötzen. Sie beklagt, dass ihre Kraft zur Gegengabe weder dem genügt, was sie geben will, noch ihrer Schuld passend sein kann.⁷⁰ Auch in Zeiten extremer Erschöpfung, ja gerade dann, versucht sie Galileo Bitten zu entlocken, um etwas Passendes bereiten zu können: „Weil ich nicht erraten kann, welche Sache ich Euch schicken könnte, die Euch beliebt ..., schicke ich Euch ein wenig Gebäck, das Ihr um unserer Liebe willen in diesen Tagen des Fastens geniessen mögt“ – schreibt sie am 18. März 1627 – „und schickt mir eine Bitte um das, was Euch gefallen könnte, denn Ihr könnt mir keine grössere Gnade erweisen, denn wir wünschen sehr in dieser winzigen Weise für Euch Gutes zu tun.“⁷¹

„Es ist wahr, dass ich nicht gut dazu bin, eine Gegengabe („contracambio“) in irgendeiner Sache zurück zu geben. Ich bemühe mich deshalb wenigstens im Gegenteil umso mehr darum, den Heiligen Gott und die Heilige Madonna zu bedrängen („importunitar“), dass sie Euch ins Paradies führen; und dies ist die grösste Gegengabe („maggior ricompensa“), die ich geben kann für all dies Gute, das Ihr mir getan habt und andauernd tut.“⁷² Suor Maria Celeste zieht Gott und seine unendliche Güte in den Strom der Gaben hinein, die sie dem Vater zuwenden will. Sie grämt sich, ihrer Schuld dem Vater gegenüber niemals durch ihre Gaben Genüge tun zu können und da diese Schuld wächst, weil sie ununterbrochen vom Vater Gaben erbitten muss, sieht sie in ihren Gebeten – und deshalb ihrem Leben als Nonne – eine Form der letzten und größten Gegengabe.

Ist es nötig, diesen Gabentausch zwischen Vater und Tochter zu interpretieren oder sollte er als „donum“, als reines und freies Geschenk, verstanden werden? Ich meine, ja. Die winzigen Stücklein des Zitronats und die „poche paste“ sind Zeichen der töchterlichen Hingabe, sie sind aber auch das Medium, in dem diese Liebe zwischen Ungleichen zum Ausdruck gebracht und auf Dauer erhalten werden kann. In seiner Analyse von Galileos Korrespondenz aus diesen Jahren betont Biagioli, dass der Tausch von Geschenken (gift-exchange) eine Grundlage aller freundschaftlichen Beziehungen bildete, da sich diese nur über den Fluss von Gabe und passender Gegengabe herstellen ließen und nur so stabilisieren konnten. Gabentausch war die „Logik der Patronage“.⁷³ Mit dem gleichen Wort („contracambiarle“) wird in den Briefen

68 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 18.

69 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 17.

70 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 32.

71 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 23.

72 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 53 von Allerseelen 1630.

73 Biagioli, Galileo, wie Anm. 8, 36–54. Auch in den Briefen zwischen Galileo, seinen Freunden und Gönnern ist „contracambio“ ein zentraler Begriff.

Galileos der gekonnte und im Ton stimmige Gabentausch zwischen ihm und seinen nahen oder fernen Freunden und Gönnern benannt. Der Strom der Aufmerksamkeiten und die Sorge der Tochter, dem Vater zurück zu geben, was immer sie vermochte, war ihre Weise, in einer Position der Schwäche (der Tochter, der Getrennten) den Vater – immer im leichten, sanften Ton – an sich zu erinnern, ja ihn zu verpflichten, während er seinerseits durch seine prompte Erfüllung ihrer Wünsche und durch seine Aufträge, ihre dankbare Eilfertigkeit evozierte. Seine Wünsche und Aufträge interpretiert Suor Maria Celeste deshalb niemals als Last, sondern als ein Geschenk („gratia“), weil sie ihr den Weg zur Gegengabe öffnen. Galileo beantwortete die Bitten der Tochter, soweit sich das rekonstruieren lässt, immer prompt. Er räumte der Tochter mehr und mehr einen Platz in seinen Hausgeschäften ein, ließ häusliche Besorgungen – zum Beispiel die Herstellung von Wäsche oder Reparaturen – über San Matteo erledigen. Die Tochter diente ihm deshalb auch im doppelten Sinne. Seine Liebe und die „Wirtschaftlichkeit einer nicht-wirtschaftlichen Beziehung“ sind auf seiner Seite nicht zu trennen.⁷⁴

Mit luchscharfen Augen in den Himmel und auf die Bohnen, den Salat, die Weinfässer – Suor Maria Celestes Wirklichkeitssinn

„... wie Ihr mit luchscharfen Augen in den Himmel vorgedrungen seid, [so sollt Ihr, B. D.] auch die niedrigen Dinge“ durchdringen⁷⁵, ermahnt sie am 2. November 1630 an den Vater. Zwar geht es in dieser Briefstelle um die Erkenntnis der „Eitelkeit und Falschheit alles Irdischen“, aber in der Sehkraft auf die „niedrigen“, also die scheinbar unbedeutenden Dinge, passt die Tochter zum Vater. Nur dass der Fokus ihrer Aufmerksamkeit mit allen Sinnen auf die alltäglichen Geschehnisse, die Pflanzungen, die Zubereitung der Speisen und den Geschmack der Früchte konzentriert ist. In der Beobachtungsgabe steht sie Galileo um nichts nach, wenn auch der Umkreis, in dem sie wahrnehmen kann, eben nicht der ist, der in der „Akademie dei Lincei“ Anerkennung gefunden hätte, sondern der einer Frau, die in Klausur lebt.

Giuliana Morandini wies auf den „Ton des Naturalismus“ in Suor Maria Celestes Briefen hin, auf ihre Seh- und Darstellungskraft.⁷⁶ In ungewöhnlicher Weise – angesichts ihres Klosterlebens – erinnern ihre Briefe an die Atmosphäre der Natur-Darstellungen auf Florentiner Fresken. Auf den Innenseiten ihrer Briefe „leuchtet das Licht von Vermeer, zwischen ihren Körben breitet sie die Natur aus wie im Stilleben von Zubaran“.⁷⁷ Wie Suor Maria Celeste entzückt von dem Zitronat schreibt, das sie fertigte⁷⁸,

74 Vgl. Aiello, Aspetti, wie Anm. 33, 315 charakterisiert so die Zuwendung der patrizischen Familien zum Kloster, in dem mehrere Töchter lebten und das deshalb ein „consorzio familiare“ war. Sie versucht zu klären, wie die Gaben an das Kloster eine Schutz-Beziehung begründeten und die Gunstbezeugungen Tatsachen schufen, in denen Abhängigkeit, Schutz, Komplizität und Klientelage sich bündeln.

75 „siccome con vista di Linceo ha penetrati i cieli, così, penetrando anco le cose piu basse“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 227 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 51.

76 Vgl. Morandini, Suor, wie Anm. 1, VIII.

77 Morandini, Suor, wie Anm. 1, XIV.

78 „I morseletti fatti con la scorza senza l'agro di quel cedro piu bello“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 57, Brief vom 4. Dezember 1630.

den Latwergen aus getrockneten Feigen, Nüssen, Blättern der Gartenraute und Salz, zusammengehalten mit soviel Honig wie nötig⁷⁹, den gekochten Birnen, den herrlichen Zwetschgen („susine bellissime“), den spießenden Bohnen⁸⁰, den Artischocken, deren keine vertrocknet heranreift.⁸¹ Sie schildert nichts, ohne dass sie sorgsam den Duft, den Geschmack, die Reife und Beschaffenheit der Früchte oder des Konfekts evoziert und die Dinge in ein warmes, klares Licht rückt.

„Die Orangenbäume tragen wenig Blüten, welche die Pjera abträufeln liess, und sie sagt mir, sie habe einen ganzen Krug Orangenwasser daraus gewonnen. Die Kapern werden gut gedeihen, wenn es soweit ist. Der Lattich, der ausgesät wurde, wie Ihr befohlen habt, hat nie gekeimt, und an seiner Stelle hat die Pjera jetzt Bohnen gepflanzt, die sehr schön seien, sagt sie, und ebenso Kichererbsen, von denen der Hase das meiste haben will, denn er hat schon begonnen, sie auszureissen. Die Saubohnen werden getrocknet, und mit ihren Stengeln wird die Mauleselin gefüttert.“⁸² So schreibt sie im Sommer 1633, als sie die Geschäfte in Galileos Haus und Garten während seiner Abwesenheit in Rom anleitet. Ihre Briefe aus diesem Jahr sind freier, mutiger und vertraulicher als die früheren, da sie erstmals Galileo einen lebenswichtigen Dienst leisten kann und die Assymetrie zwischen ihnen aufgehoben wird. In ihren wöchentlichen Berichten nach Rom und dann Siena im Sommer und im Herbst 1633 kommt ihre große Begabung zur Nah- und Fernsicht heraus und die Heiterkeit ihres Wesens.⁸³

Dieses warme Licht und der vielsinnige Zugriff, mit dem Suor Maria Celeste die Natur wahrnimmt, kommt auch zum Vorschein, wenn sie von den Handgriffen spricht, mit denen sie die Dinge zubereitet. So schreibt sie vom Verfertigen des Zitronats: „[I]ch schicke Euch eine Schachtel mit 13 Stücklein, soviele und nicht mehr sind aus den sechs Zitronen geworden ..., denn sie waren klein und alle mit einer runzeligen Rinde. Im Geschmack glaube ich sind sie ausgezeichnet, aber im Aussehen könnten sie schöner sein, denn durch die feuchte Witterung war es nötig, sie auf dem Herd zu trocknen.“⁸⁴ Oft meint sie, das Zitronat – die Verkörperung ihrer Liebe zu Galileo – oder das Gebäck seien ihr nicht zu ihrer „ganzen Zufriedenheit“ gelungen. „Denn mein Wunsch ist, dass die Dinge, die ich für Euch mache, alle von der exquisitesten Art sein sollen, die möglich ist.“⁸⁵ Und an einer anderen Stelle: „[D]as Zitronat ist wunderschön, und sein Anblick entzückt mich sehr, ebenso wie die Sorge („diligenza“) und die Kunstfertigkeit („manifattura“), die es beim Zubereiten braucht.“⁸⁶

„Das Kandieren erfordert für Suor Maria Celeste den gleichen Verstand und die gleiche Sorge („diligenza“) im Verfertigen wie die physikalischen Experimente, die

79 Vgl. Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 227.

80 „le fave, le quali cominciamo ad allegare il frutto“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 82.

81 „dei carciofi ... se ne seccherà qualcuno“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 95.

82 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 288 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 95.

83 Die Briefe aus dem Jahr 1633 sind vielfach komisch, so wenn sie von der störrischen Eselin (signora mula und impossibilita della bestiuola) des Galileo schreibt oder von den unbotmäßigen Weinfässern, vgl. Morandini, Suor, wie Anm. 1, 105, 112.

84 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 138, Brief vom 9. Dezember 1633 nach Siena.

85 „tutta quella esquisitezza che sia possibile“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 117.

86 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 28.

astronomischen Beobachtungen“, bemerkt Morandini.⁸⁷ Diese helle, wirklichkeitsdichte und haptische Aura, die der Hinwendung Suor Maria Celeste zu den natürlichen Dingen eigen ist und mit der sie die Rechenschaftsberichte über den Wein, die Mauleselin, die Zitronenbäume und den Taubenschlag umgibt, leuchtet auch durch das Buch Dava Sobels. Deshalb rührt das Buch die Leserin an, denn hier stimmt Sobels Ton, sie wird der Tochter gerecht. In diesem Licht gelingt Sobel die Doppelbiografie, denn der Raum, in dem der Dialog zwischen Galileo und der Tochter stattfindet, atmet die Luft der gleichen Hügel, der gleichen Gärten, des gleichen Himmels.⁸⁸ Hier stimmen der Verstand des Galileo und der seiner Tochter überein, sie malt mit ihrer Feder die Stilleben, er notiert seine genauen Beobachtungen am Himmel: „Zwei Welten trafen sich hier im Verständnis der gleichen Gesetze des Sehens. Auf der einen Seite erweiterte eine Linse die Gebilde des Himmels, doch Schluss damit, verändere den Brennpunkt und die Neigung dieses Lichts, denn die Zelle eines Klosters verengt sich auf den engen Widerschein auf einem Fläschchen oder einem Glas aus Kristall. So entsprechen sich Makrokosmos und Mikrokosmos und halten Zwiesprache in der gemeinsamen Hingabe an die Natur.“⁸⁹

„Wenn Ihr, hochberühmter Vater, nur meine Seele und mein Verlangen so durchdringen könntet wie Ihr die Himmel durchdringt“ – Tochter und Vater

Sobels Erzählung schmiegt sich an die Briefe von Suor Maria Celeste an. Sie nimmt viele der Passagen auf, in denen Suor Maria Celeste den Vater als Liebende anspricht – als ihr einziges Gut, als ihr „Schutzheiliger“ – und viele der Briefstellen, in denen die Tochter den Vater wieder und wieder beschwört, er solle sich schonen, weil sie nur durch sein Dasein überleben könne und wie sie ihm herzlich in allem zu Diensten zu sein wünsche, weil ihr auf dieser Welt niemand sonst helfen kann. Verwunderlich an Sobels Haltung als Autorin ist aber, dass sie, die erstmals der Tochter Galileos eine Stimme neben dem Vater geben will, die Zwischentöne nicht hört, in denen Suor Maria Celeste andeutet, wie sehr die Umstände, in denen sie lebt, Abhängigkeit vom Vater und Hingabe verketteten. Auch im heiteren Ton ihrer Schreiben sind die Ängste unüberhörbar, die sie in vorsichtigen Abtönungen durchklingen lässt.

Es scheint mir, dass Suor Maria Celeste gegen eine Leere anschreibt. Das Schreiben an den Vater ist ihr liebstes Tun, neben der Arbeit in der Spezerei. Mit der Feder überwindet sie die Klostermauern, sie ist ihr Mittel, bei sich zu sein und sich als Galilei-Tochter einen Platz in der Familie zu erwerben und zu erhalten.⁹⁰ Sie schreibt

87 Morandini, Suor, wie Anm. 1, VIII.

88 Auf diese Gemeinsamkeit hat mich Morandini, Suor, wie Anm. 1, in ihrer Einleitung aufmerksam gemacht.

89 Morandini, Suor, wie Anm. 1, Fazit ihrer Einleitung.

90 Die lebenswichtige Bedeutung des Schreibens aus dem Kloster durch die Nonnen betont Anna Scattigno, Lettere, wie Anm. 4, in ihrer Untersuchung von drei Typen von Nonnenbriefen; vgl. auch die grundsätzlichen Überlegungen Gabriella Zarris zum weiblichen Briefstil in diesem Band, IX–XXIX.

nachts oder schon im Morgengrauen, weil sie sonst keine Zeit hat, „denn tagsüber habe ich nicht eine Stunde Zeit für mich allein ... doch all dies hat ein Gutes von nicht geringem Wert, nämlich dass ich nie, nie auch nur eine Viertelstunde müssig dasitze“.⁹¹ Sie bittet um Nachsehen, wenn ihr das Schreiben wegen der Müdigkeit schwer wird⁹² und ihr Fehler in der Schrift unterlaufen und sie fragt: „Könnt Ihr, Verehrter Vater, mir nicht das Geheimnis verraten, das Ihr für Euch gebraucht, so wenig zu schlafen ...“⁹³ Ihre Schreiben an den amatissimo Padre – sie nennt es ihr „Grillenzirpen“ („cicalare“)⁹⁴ – setzen ihr andauerndes inneres Gespräch mit dem Vater in Gedanken fort: „Ich habe mir Rechenschaft gegeben (*io fo conto*), dass Ihr mein Schutzheiliger seid (um es in unserer Weise zu sagen), dem ich täglich alle meine Gedanken mitteile, den ich an meinem süßen und bitteren Geschmack teilnehmen lasse.“⁹⁵ Das Schreiben an den Vater hat für Suor Maria Celeste unzweifelhaft eine andere Bedeutung als die Briefe anderer Nonnen aus dieser Zeit.⁹⁶

Ihre Briefe machen ein Sehnen erahnbar, in dem sie hungert. Sie hungert danach, an Galileos Leben teilzuhaben, seine Korrespondenz mit den bedeutenden Persönlichkeiten zu verfolgen, an den Gunstbeweisen teilhaben, die er empfängt, seine Bücher zu lesen, für ihn Kapitel seiner Bücher ins Reine zu schreiben, ebenso durch ein Fernrohr zu schauen, weshalb sie ihn an das versprochene erinnert⁹⁷: „... ich höre niemals auf, Euch dauernd in Gedanken zu begleiten und ich wünsche sehnlich jeden Tag erneut von Euch zu hören“⁹⁸, schreibt sie in der Fastenzeit 1627 und, da Galileo wegen einer Unpässlichkeit nicht antwortet, bringt sie in kurzen Abständen Gebäck, dann Zimtwasser und gekochte Birnen, eingemachte Trauben, Zitronenkonfitüre und Marmelade aus Orangenblüten auf den Weg.⁹⁹ Was sie da in Körben und Schächtelchen nach Bellosguardo sendet, ist nicht nur Pfand der Liebe, sondern auch Bote ihrer Furcht, vergessen zu werden. Wenn auch immer verhalten und mit scherzendem Ton, so erinnert Suor Maria Celeste den Vater doch oft daran, dass sie nicht nur von ihm hören wolle, sondern darauf hoffe und sich danach sehne, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen¹⁰⁰, ja vielleicht gar einen Abend mit ihm verbringen zu können. Und gewitzt überspringt sie ihre Furcht vorm Verlassensein, indem sie sagt, er habe sich wohl beim Versuch, sie zu

91 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 215 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 50, Brief vom 18. Oktober 1630.

92 „essendomi ridotta a scriver a mezzanotte e assalendomi il sonno“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 79, Brief vom 19. März 1632.

93 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 215, sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 50.

94 So beschreibt sie ihr nächtliches Erzählen mit der Feder, vielleicht im Echo auf die berühmte Stelle in Galileos „Goldwaage“, in der ein Mann ergründet, wie Töne entstehen und ihn das süße und weitreichende Zirpen der Grillen dazu bewegt, seine Beobachtungen an einer Zikade zu machen, vgl. Morandini, Suor, wie Anm. 1, 42, 53.

95 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 53, von Allerseelen November 1630.

96 Die drei Aufsätze im Kapitel „Lettere di Religiose“ im Sammelband von Zarrì, Lettera, wie Anm. 4, zeigen, dass der heitere, weltliche, liebende Ton der Galileo-Tochter in den Briefsammlungen von Nonnen aus dieser Zeit einzigartig war.

97 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 54, von Allerseelen 1630.

98 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 24.

99 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 23–26.

100 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 9, 11, 18, 22, 25, 29, 30, 32, 44, 46, 71.

besuchen, in der Strasse geirrt: „So will ich glauben, nicht aus Vergessen, sondern wohl aus anderen Hindernissen, haben Sie unterlassen zu uns zu kommen.“¹⁰¹

Hinter ihren Zeilen pocht die Angst, aus der Welt ausgeschlossen zu sein: „Ich glaube wohl, dass die Liebe des Vaters gegen die Kinder sich verringern kann, wegen deren schlechter Gewohnheiten und des Betragens ... und nun sind es drei Wochen, ohne dass Ihr mich besuchen kamt, die uns wie drei Jahre erscheinen. ... Ich habe mich gut geprüft, um herauszufinden, ob ich in meiner Bindung einen Fehler machte, der diese Strafe („castigo“) verdient und ich finde nur einen (wenn auch unfreiwilligen) und das ist eine Vernachlässigung und Unbedachtheit, die ich Euch gegenüber an den Tag legte“¹⁰², schreibt sie am 4. März 1627 und entschuldigt sich, dass sie aus schierer Überlastung ihm nicht habe schreiben können. Und dies Versäumnis, im Verbund mit anderen Versäumnissen, war „genug, dass sich diese besagte Furcht ausbreitet“.¹⁰³ Diesem Brief legt sie ein Schreiben an den Bruder bei, das „ihn daran erinnern soll, dass wir auf der Welt sind, weil mir scheint, er habe uns vergessen“.¹⁰⁴ In diesen „Klagen“ („carta di lamentazione“)¹⁰⁵, die mit ebenso verhaltenen wie dringlichen Bitten verbunden sind, der Vater möge sie besuchen, klingt eine Angst an, die sie kaum zu Papier zu bringen wagt. In einem Brief vom 21. Juli 1630 beschuldigt sie sich selbst wegen der „Ängstlichkeit und des Verdachts“, da sie sich fragt, „ob die Liebe, die Ihr Verehrter Vater denen entgegenbringt, die bei Euch anwesend sind, der Grund ist, dass ich das lauwarm und klein mache, was ihr denen entgegenbringt, die abwesend sind. Wohl weiss ich, dass sich hier mein kleimütiger und feiger Sinn („d'animo vile e codardo“) zeigt, denn ich müsste mich mit Grossherzigkeit bereden ..., dass Ihr mehr als andere uns, Eure Töchter liebt.“ Und sie fügt hinzu: „[I]ch fürchte, dass diese Angst einem Mangel an Verdiensten („scarsezza di meriti“) entspringt.“¹⁰⁶ Es ist schwer, diese Passagen zu deuten, da die Antworten des Vaters fehlen. Nur ein Widerschein seiner Haltung ihren Klagen gegenüber wird dort sichtbar, wo sie sich wieder und wieder vor Augen hält, dass Dankbarkeit der Seele („gratitudine d'anime“)¹⁰⁷ mehr als alles andere von ihr erwartet wird. Aber die Hand schreibt, was das Herz sagen muss, bei aller Sorge, den Vater mit Klagen zu langweilen („infastidire“, „tediarle“) oder zu verärgern. „Ach, wenn ich nur fähig wäre, Euch meine Gedanken mitzuteilen. ... Verzeiht mir, wenn ich Euch zu sehr langweile, weil die Liebe mich hinreisst.“¹⁰⁸ Ich nehme an, dass Dava Sobel mit voller Absicht darauf verzichtete, solche Passagen aufzunehmen oder zu kommentieren. Dadurch hört Sobel die Not der Tochter nicht, wenn diese von sich spricht, denn Sobels Hauptaugenmerk ist Suor Maria Celestes Sorge um das Wohlergehen des Vaters. Einfühlsam nimmt Sobel am Geschick des Vaters Anteil, insbeson-

101 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 29, vom Heiligen Martin 1628.

102 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 22.

103 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 22.

104 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 22.

105 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 12, 20, 22.

106 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 46.

107 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 12.

108 „Oh se almeno io fossi abile ad esprimerle il mio concetto! Und: Di grazia V. S. mi perdoni se la tengo a tedio troppo lungamente, poichè talvolta l'affetto mi trasporta“, zit. nach Morandini, Suor, wie Anm. 1, 33.

dere in der Zeit seines Prozesses 1633, weniger aufmerksam ist sie, die schmerzlichen Gefühle der Tochter zu hören. So schildert Sobel die Vorbereitungen für die Hochzeit des Sohnes Vincenzo: „Suor Maria Celeste konnte San Matteo natürlich nicht verlassen, um an der Hochzeitsfeier ihres Bruders teilzunehmen, doch um ihren Vater zu entlasten, beschloss sie, zumindest einen Teil des Festmahl bereit zu stellen.“¹⁰⁹ In einer kleinen Passage wenig später am 22. März 1628 schreibt Suor Maria Celeste, sie wisse, dass sie ihren Teil beitragen und Gott um Hilfe für den Vater bitten müsse, „dem wir über alles verpflichtet sind, nicht nur als Töchter, sondern als verlassene Waisen, die wir sind, wenn Ihr Verehrter Vater fehlt“.¹¹⁰

Fast die Hälfte der erhaltenen Briefe stammt aus dem Jahr 1633, als Galileo in Rom der Prozess gemacht wird, und seine Tochter derweilen seinen gesamten Hausstand besorgt, seine Geldgeschäfte erledigt, ja zu seiner engsten Vertrauten wird. Sie schreibt ihm mit einem neuen Selbstbewusstsein und umsichtig knüpft sie an einem weiten Netz zu seiner Unterstützung. So versucht sie zum Beispiel den Beichtvater von San Matteo einzubeziehen ebenso die Mitschwestern, wenn es geboten erscheint. Die Briefe sind vertrauensvoller, sie erzählt mit größerer Freiheit in einem lebendigen Erzählfluss, ungezwungen lässt sie ihrem Witz den Lauf: „Wenn meine Briefe, wie Ihr mir einmal geschrieben habt, Euch häufig paarweise ausgehändigt werden“ – so schreibt sie am 13. August 1633 – „so kann ich Euch sagen, ... dass die Euren beim letzten Mal wie die Brüder mit den Holzschuhen („frati zoccolanti“) kamen, nämlich nicht nur paarweise, sondern mit grossem Gepolter, denn sie lösten in mir einen aussergewöhnlichen Aufruhr an Freude und Vergnügen aus ...“¹¹¹

Dava Sobel schreibt als gekonnte Journalistin und als Wissenschaftshistorikerin und sie schreibt so, wie es uns gefällt. Die italienischen Nonnenkonvente dieser Zeit sind nicht ihr Thema, deshalb untermalt sie die Ordnung des Lebens in San Matteo mit dem hochmittelalterlichen Ideal der Regeln der Heiligen Clara. Um die Liebesfähigkeit der Virginia Galilei und die Großherzigkeit und Güte der Suor Maria Celeste besser zu verstehen, wäre es naheliegend gewesen, zum Beispiel die Schriften der venezianischen Nonne Arcangela Tarabotti als Gegenbild heranzuziehen. Diese polemisierte in der gleichen Zeit vehement gegen die Väter, die ihre Töchter aus familiären und ständischen Gründen ins Kloster steckten.¹¹² Dieser Hintergrund hätte Sobel auch Anhaltspunkte gegeben, die Haltung von Suor Arcangela, der zweiten Tochter, im Kontrast zu Suor Maria Celeste besser zu begreifen. Die Spekulation über deren „Launenhaftigkeit und Schweigsamkeit“ als ein „typisches Charaktermerkmal“ von Kindheit an hätte sich erübrigt.¹¹³ Suor Arcangela schrieb dem Vater offenbar niemals,

109 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 178.

110 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 33.

111 „commozione piu di ordinaria di gusto e contento“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 312 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 107.

112 Vgl. Francesca Medioli Hg., L'Inferno monacale di Arcangela Tarabotti, Turin 1990; vgl. auch Sperling, Convents, wie Anm. 27, 31ff.

113 „Galileis wunderliche, schweigsame zweite Tochter“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 57; „Anzeichen einer krankhaften Neigung zu jener Schwermut und Verschlossenheit, die ihre Persönlichkeit als Erwachsene überschattete“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 128, auch 15.

sie ertrug das Nonnendasein mit dauernder „Melancholie“ („solita maninconia“)¹¹⁴, litt unter einem bösen Fluss („soprapresa da un catarro in tutta la vita“)¹¹⁵ und bedurfte oft der „Reinigung“ ihrer schlechten Flüsse durch den Arzt. Der Gedanke ist nicht weit hergeholt, dass es auch ihre erzwungene Einkleidung war, die sie mit Bitterkeit nahm.¹¹⁶

„Das Messer der Widrigkeiten nicht an der Schnittkante ergreifen“ – Der Prozess und der Glauben

Fast ein Drittel ihres Buches widmet Dava Sobel dem Prozess des Galileo im Sommer 1633.¹¹⁷ Sie zitiert verbatim lange Passagen aus den Gerichtsprotokollen und bemerkt, wie die Formulierung der Fragen der Inquisition im Prozess die Antworten des Angeklagten erniedrigen müssen.¹¹⁸ Sobel will den machtpolitischen Zugriff verstehen, ebenso Galileos Glauben und seine ungemein belesene theologische Argumentationskraft. Fragen zum Glauben der Tochter schenkt sie nicht die gleiche Aufmerksamkeit und ich frage mich, ob sie hierin etwas versäumt.

Am 22. Juni 1633 wurde Galilei das Urteil der Inquisition verkündet, am 2. Juli schrieb ihm die Tochter aus San Matteo: „... tief durchbohrte heftigster Schmerz meine Seele, als ich von der Entscheidung hörte, die endlich getroffen wurde, sowohl über das Buch wie über Eure Person.“¹¹⁹ Sie ermahnt ihn, die Schläge mit der Seelenstärke hinzunehmen, die sein Glaube, sein Beruf und sein Alter erfordern. Im späten September 1633 gelingt es Suor Maria Celeste, sich den Urteilsspruch der Inquisition zu verschaffen, der ihren Vater der Ketzerei für schuldig befunden hatte: „[D]essen Lektüre mir einerseits einigen Kummer bereitete, doch andererseits war es mir lieb, ihn gesehen zu haben“, schreibt sie am 3. Oktober 1633 an ihn, der im Palast des Erzbischofs von Siena exiliert war. Ohne weiteren Kommentar gibt sie weder in diesem noch in anderen Briefen einen Hinweis darauf, dass die Verurteilung des Vaters sie in einen Konflikt mit ihrem Glauben gebracht hatte. Im Gegenteil, das Urteil ist für sie „eine Gelegenheit ..., Euch ein wenig dienen zu können, indem ich nämlich die Euch auferlegte Pflicht auf mich nehme, einmal in der Woche die Psalmen aufzusagen, und schon vor einer Woche habe ich begonnen, dieser Pflicht Genüge zu tun, und dies mit grosser Freude.“¹²⁰ Im gleichen Brief berichtet sie von dem schlechten Gesundheitszustand ihrer liebsten Mitschwester Luisa und einen Absatz später vom Fortgang der Kelterei des Weines in „Il Gioello“ und dass der Most „fröhlich gäre“, sodass zu hoffen sei, dass guter Wein daraus werde.¹²¹ Für sie reiht sich der weltbewegende Konflikt um die beiden Weltsy-

114 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 31.

115 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 31.

116 Zur „malinconia“, der Schwermut der Nonnen, einer „Krankheit des Jahrhunderts“ vgl. Adriano Prosperi, *Tribunali della coscienza. Inquisitori, confessori, missionari*, Turin 1996, 459f.

117 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 249–361.

118 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 249.

119 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 295 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 97.

120 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 328 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 120.

121 Vgl. Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 329 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 120.

sterne und Galileos Demütigung ein in einen Alltag, der durch Beschwernisse („penuria e poverta“), viel Siechtum und alltagspraktische eilige Geschäfte geprägt ist. In dieser klaren Haltung, die kein Anflug eines Zweifels über den frommen Glauben des Vaters und die Richtigkeit seiner wissenschaftlichen Beobachtungen ankränkelt, passt sie zu Galileo, stimmt sie mit ihm überein und versucht sie, ihn zu stärken. Zugleich klingt eine irdische und gläubige Weisheit mit an, die Suor Maria Celeste im Klosterleben erworben hatte. Die „travaglia“ in Gottes Namen hinzunehmen und sich dem himmlischen Vater anzuvertrauen. In diesem Sinn ermahnt und tröstet sie den Vater.

Mir scheint, ein Aspekt sollte bedacht werden, um Suor Maria Celestes Haltung als Klosterfrau zu verstehen: die Ausrichtung ihrer Frömmigkeit. „Ich bitte Euch, das Messer dieser Widrigkeiten und Störungen nicht an der Schnittkante zu ergreifen, auf dass Ihr Euch nicht verletzt“, schreibt sie im November 1630, „sondern an der stumpfen Seite zu halten und Euch seiner zu bedienen, um damit alle Unvollkommenheiten herauszutrennen, die Ihr zufällig an Euch entdecken werdet.“¹²² Dies ist eine der wenigen Passagen, in denen sie etwas ausdrückt, das nahe an das herankommt, was sie grundsätzlich vermeidet: dem Vater zu „predigen“ („sermoneggiar per lettere“). Ihr Glauben ist offenbar, soweit ihre Briefe uns dazu Einblick erlauben, „menschlich“, voller Güte und von einer beherzten Diesseitigkeit. In diesem Geist schildert sie Galileo in früheren Schreiben die Missstände im Kloster, die Not mit den ungebildeten Priestern, die ihnen als Beichtväter geschickt werden, und die eher zum Hasenjagen taugen als dafür, Seelen zu führen. Auch wie sie von ihrem Glauben schreibt, ist ihr Ton direkt, alltagspraktisch, von nüchterner Süße. Es scheint mir, dass Dava Sobel diesen gesamten Bereich eigenartig idealisiert und dadurch in der Tiefe nicht erfasst. Die Glaubenspraxis im Kloster schildert Sobel wie eine Idylle. So behandelt sie zum Beispiel die Klausur: „Die Klarissen weihten zwar ihr irdisches Leben dem Gebet für alle armen Seelen der Welt, doch sie forderten für dieses Werk einen eigenen, abgegrenzten Raum, wo sie, den Blicken verborgen, im Schoß Gottes leben konnten.“¹²³ Oder: „Im Grossen Schweigen, das sich nach den abendlichen Gebeten über das Kloster senkte, legten sich die dreissig Schwestern von San Matteo in ihren Kleidern schlafen ... wenn die Glocke die Nonnen zur Matutin rief, konnten sie alle von ihren Strohmatten aufstehen und sich sofort, ohne Aufschub, in barfüssiger Prozession zum Chor begeben, um bei Kerzenschein ihrem Bräutigam Jesus zu begegnen.“¹²⁴ Oder, zum Dezember 1633: „In ihrem Brevier las sie die Adventsliturgie, und in der kleinen Kirche von San Matteo stellte Suor Barbera die violetten Kerzen auf und legte die violetten Altartücher und das violettrote Gewand des Priesters heraus.“¹²⁵ Vor dem Hintergrund solcher Weichzeichnungen wird nicht das Leben der Tochter, sondern der Klosterfrau undeutlich. So schreibt Sobel die Biografie der Klarissin, ohne ein Zentrum ihres Lebens wirklich verstehen zu wollen, nämlich die Herzensausrichtung der jungen Frau, die dem Klosterdasein ohne eigene Berufung überantwortet wurde, in dessen Verlauf aber eine

122 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 225 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 51.

123 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 132.

124 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 138.

125 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 354.

Glaubenspraxis ausbildete, in der sie Tröstung fand, wohl auch, weil sie die Liebe zum himmlischen mit der zum irdischen Vater verband.

„Ich kann nichts andres sagen, als dass Ihr der Vater seid, und liebender Vater, in dem nach dem gnädigsten Gott, alle unsere Hoffnung ruht.“¹²⁶ Unbezweifelbar formt Suor Maria Celeste ihre innige Hinneigung zum Vater und ihre Liebe zu Gott aus einem Stoff. Ihre töchterliche Liebe zu Galileo und ihre Liebe zu Gott stimmen zusammen, denn sie nimmt sich selbst im doppelten Sinne als Tochter wahr: auch ihre Gebete sind die der Tochter des Galileo. Fürs Diesseits wie fürs Jenseits richtet sie ihre Haltung darauf aus, die Tochterschaft vorbildlich zu verkörpern: „[W]ie ich mich ja auch rühme“ – schreibt sie am 7. Mai 1633 – „in der Liebe und Ehrerbietung für meinen liebsten Vater die meisten Töchter bei weitem zu übertreffen, so wie ich andererseits deutlich sehe, dass Ihr den meisten Vätern in der Liebe zu mir, Eurer Tochter, überlegen seid; und soviel mag genügen.“¹²⁷

Beim Lesen der Briefe fragte ich mich, warum Suor Maria Celeste nur ein einziges Mal Maria anruft, warum ihre Hingabe so unüberhörbar die der Tochter des Vaters ist, nicht die einer Mutter. Widerspiegelt sich hierin ihre Erfahrung als Tochter einer Mutter, die niemals in die Familie aufgenommen wurde? Tochter einer Mutter, die früh für sie verschwand? Kommt in der Liebe zum himmlischen Vater auch ein Moment des Umbruchs zum Vorschein, der um 1600 in der Frömmigkeit der Nonnen als „Vermännlichung des Glauben“ charakterisiert worden ist?¹²⁸ Dies ist nicht mehr als eine Vermutung. Umgekehrt lässt sich sagen, dass Suor Maria Celeste nur im innigen Hinwenden und im Vertrauen auf ihren irdischen Vater den Halt fand, die Amplituden ihres Wesens zu entfalten. Keine Nonne der Zeit schrieb so an ihren Vater: „Könntet Ihr nur in meine Seele und meine Sehnsucht vordringen, wie Ihr in den Himmel vordringt, dann wäre ich sicher, dass Ihr Euch nicht über mich beklagen würdet wie in Eurem letzten Brief; weil Ihr dann sehen und Euch vergewissern würdet, wie gern ich jeden Tag einen Brief von Euch erhielte und Euch auch täglich einen schriebe, weil ich meine, dies sei die grösste Befriedigung, die ich Euch geben und von Euch erhalten kann, bis es Gott gefällt, dass wir einander wieder von Angesicht zu Angesicht sehen.“¹²⁹

126 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 24f.

127 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 276 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 86.

128 Den Wechsel in der Leitung der Nonnenkonvente und in der Ausrichtung der Frömmigkeit der Nonnen im Zuge der Gegenreformation betonen Adriano Prosperi, „Dalle divine madri ai padri spirituali“, in: *Women and Men in spiritual culture XIV–XVII centuries*, The Hague 1986, 71–90 und Gabriella Zarri, *Gender, Religious Institutions and Social Discipline: The Reform of the Regulars*, in: Judith C. Brown u. Robert C. Davis Hg., *Gender and Society in Renaissance Italy*, New York 1998, 193–212. Zarri betont den Umbruch im Stil der Frömmigkeit und das Verblässen der Marienfrömmigkeit, ebenso, dass im Zug der Klosterreform zunehmend „alle Beziehungen ausschliesslich durch männliche Autorität vermittelt wurden“, 210.

129 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 346 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 130, Brief vom 5. November 1633.

Tanto consumata

Die Briefe Suor Maria Celestes zeugen davon, dass ihre Tage durch rastlose Tätigkeit gezeichnet waren. Ihre Briefe sind, bei aller Leichtigkeit im Ton, ergreifend atemlos. Man spürt die Erschöpfung, die auch Galileo bewusst war, der sie verschiedentlich ermahnt, sich zu schonen und ihr zugleich, wie sie es wünscht, immer neue Aufträge erteilt. Als Apothekerin kümmert sie sich um die Kranken, sie sieht, wie ihre Freundinnen und Mitschwestern wieder und wieder bettlägerig sind, schlecht aufkommen können: „Die Novizenmeisterin befand sich malade, schon seit einigen Tagen, und ich musste ihr helfen und noch drei anderen Kranken, so war es mir unmöglich, meiner Pflicht nachzukommen, und in diesem Geschäft konnte ich Euch die ... nicht machen. Verzeihen Sie mir, Verehrter Vater, die Verspätung, und ich bitte Euch, um der Liebe willen, die Ihr für mich hegt, schickt mir die beigelegte Flasche mit Wein zurück [für die Novizenmeisterin, B. D.] ... unserer ist viel zu sauer für sie.“¹³⁰ Siechtum und Sterben sind in San Matteo Alltag, in ihren Briefen immer präsent. Im Herbst 1633 berichtet sie, dass Maria Silvia Boscali, die, wie sie sagt, erst 22 Jahre alt ist „und von der es hiess, sie sei die schönste Florentinerin in den letzten dreihundert Jahren“¹³¹ gewesen, seit schon sechs Monaten ausgezehrt und schwindstüchtig im Bett liegt: „[D]abei ist sie von einer Lebhaftigkeit und einer Unbändigkeit besonders beim Reden.“ Suor Maria Celeste bemerkt, dass sich ihr Lebensgeist „scheinbar ganz auf die Zunge zurück gezogen“ habe, während der Magen aus Schwäche nichts mehr aufnehmen kann. Im gleichen Schreiben erklärt sie: „Ich versichere Euch, dass nicht der Müsiggang mich verdriesst, sondern viel eher der Hunger, der glaube ich, nicht so sehr von meinen vielen Arbeiten herrührt, sondern von der Kälte des Magens, der nicht soviel Schlaf bekommt, wie er braucht, weil ich keine Zeit dafür habe.“¹³²

Suor Maria Celestes rasches Sterben im frühen April 1634, drei Monate nachdem ihr Vater endlich in das nahe Haus in Arcetri zurückgekehrt war, lässt sich kaum mit einem Hinweis auf „Keime in der Nahrung und im Trinkwasser“¹³³ ausreichend begründen. Ihr schnelles Verlöschen, ebenso wie das Sterben mancher Mitschwestern, passt zu dem armseligen Leben in San Matteo und muss wohl auch als Folge ihrer übermenschlichen Anstrengung gedeutet werden, die klösterlichen Aufgaben, die töchterlichen Pflichten, die Hingabe einer Liebenden in einen Lebensfaden einzubinden. Das Schicksal von Vater und Tochter verkehrte sich in diesen Apriltagen 1634. Nach ihrem Tod lebte der gebrechlich werdende Galileo, der die Klausur seiner Tochter schon zu deren Lebzeiten schmerzlich empfunden hatte, selbst im von Urban VIII verordneten Exil in Arcetri wie im „Kerker“.¹³⁴ Der Erzbischof von Siena suchte ihn

130 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 27, Brief vom 10. April 1628.

131 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 335 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 126.

132 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 337 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 127.

133 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 358.

134 In einem Brief an Elia Diodati am 25. Juli 1634 schreibt Galileo, dass sein „Kerker in den engsten Umkreis dieses kleinen Häuschens verlegt wurde, eine Meile von Florenz entfernt, unter strengstem Verbot, mich in die Stadt zu begeben ...“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 360; vgl. auch Lungo/Favaro, Galileo, wie Anm. 3, 380.

brieflich mit einer Formulierung zu trösten, die die Tochter oft gebraucht hatte: „Ich habe schon lange gewusst, dass sie das grösste Gut war, das Ihr auf dieser Welt hattet.“¹³⁵

In einem Brief im Herbst 1633 schrieb Suor Maria Celeste, dass ihr das Wohl des Vaters wertvoller sei als ihr eigenes, „nicht nur weil ich Euch liebe wie mich selbst, sondern weil ich meine, dass es mir wenig oder nichts bedeutete, wenn ich von Krankheit heimgesucht würde oder aus der Welt scheiden müsste, weil ich zu wenig oder nichts tauge, während es mit Eurer Person ganz das Gegenteil wäre ..., weil Ihr wegen des grossen Verstandes („con il grande intelletto“) und des Wissens, die Gott der Herr Euch gewährt hat, ihm unendlich besser dienen und ihn ehren könnt, als ich es vermag“.¹³⁶ Fünf Jahre früher hatte sie ihm anvertraut: „Um es besser zu sagen, was mich betrifft, so vergleiche ich Euch Verehrter Vater mit einem Pelikan, der wie auch Ihr, um seine Kinder zu nähren, sich selbst ausweidet.“¹³⁷ Eine Doppelbiografie, die der Geschichte Galileos die seiner Tochter hinzufügen will, müsste damit beginnen, das Wechselspiel dieses weiblichen Selbstbildes und ihres Vaterbildes vorsichtig auszuloten, das heißt sie müsste mit einer wirklichen Exegese ihrer Schreiben beginnen. Sie dürfte Galileo und seine Tochter nicht, wie Sobel es tut, einzig vor dem Hintergrund des Streits zwischen zwei Weltsystemen, dem ptolemäischen und dem kopernikanischen, als Ideal einer Tochterliebe interpretieren, sondern Suor Maria Celeste heitere Stimme anhören, die den tragischen Konflikt zweier Welten in einer Liebe aufschreibt.

135 „[H]o conosciuto ch'ell'era quanto bene V. S. avea in questo mondo“, zit. nach Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 359; vgl. auch Lungo/Favaro, Galileo, wie Anm. 3, 204.

136 Sobel, Galileos Tochter, wie Anm. 2, 336 sowie Morandini, Suor, wie Anm. 1, 127, Brief vom 22. Oktober 1633.

137 Morandini, Suor, wie Anm. 1, 27, Brief vom 10. April 1628.